

Er scheint täglich nachmittags 5 Uhr, außer an Sonn- und Feiertagen. Monatlicher Bezugspreis: Für Abnehmer 4,50 Litaa, in Litauen 5,50 Litaa monatlich, 15,30 Litaa vierteljährlich. In Deutschland 2,14 Mark, mit Zustellung 2,50 Mark monatlich. Für durch Streifen, nicht gefaltete Belegblätter nicht eintreten. Für Aufbewahrung und Rücksendung unverlangt der eingeschickter Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Erscheinungstermin: Vormittags 11 bis 12 Uhr außer Montag und Sonntag. Die Geschäftsstelle ist geöffnet: an Wochentagen von 1/2 8 Uhr morgens bis 1/2 7 Uhr abends. Fernsprech-Nummern 26 und 28 (Geschäftsstelle und Schriftleitung), Nr. 480 (Geschäftsstelle und Druckereibüro). Drahtanschrift: Dampfbootverlag.



Anzeigen kosten für den Raum der 1. Spalte im Memelgebiet und in Litauen 18 Cent, in Deutschland 9 Pfennig; Resten im Memelgebiet und in Litauen 1,10 Litaa, in Deutschland 55 Pfennig. Bei Erfüllung von Voraussetzungen 50 % Aufschlag. Eine Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gewährter Rabatt kann im Kontraktfall, bei Eingehung des Rechnungsbetrages auf gerichtlichem Wege und außerdem dann zurückgezogen werden, wenn nicht binnen 14 Tagen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt. Gerichtsstand u. Erfüllungsort ist Memel. Anzeigenannahme: für kleine Anzeigen bis 10 Uhr vormittags des Erscheinungstages, für alle Geschäftsangelegenheiten mindestens 24 Stunden früher. Die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen wird nicht gewährleistet. Anzeigenannahme durch Fernsprecher ohne Gewähr für die Richtigkeit. Beleg-Nummern kosten 30 Cent.

Memeler Dampfboot

Führende Tageszeitung des Memelgebiets und des übrigen Litauens

Nummer 253

Memel, Sonntag, den 27. Oktober 1935

87. Jahrgang

Baldwin eröffnet den Wahlkampf

„Neues Zeitalter beginnt für Europa“

England für kollektive Sicherheitspolitik — keine Blockade ohne U. S. A. — Die Flotte muß aufgerüstet werden

London, 26. Oktober.

Der Wahlfeldzug der nationalen englischen Regierung wurde am Freitag abend durch eine bedeutende Mundfunkrede des Ministerpräsidenten Baldwin eröffnet. Die Ziele der nationalen Regierung, so erklärte Baldwin, seien die Verbesserung der Lage daheim und die Aufrechterhaltung des Friedens in der Welt. Er bitte erneut um das Vertrauen des Volkes, da beim gegenwärtigen Zustand der Welt eine fest im Sattel sitzende Regierung ausfallende Gefahr sei. Der Ministerpräsident erklärte dann, daß er den jetzigen Zeitpunkt für die Abhaltung der Parlamentswahlen festgesetzt habe, da er sich nicht für die außenpolitische Lage im Januar verbürgen könne. Er sprach dann ausführlich über die englische Völkerbundpolitik und über die Möglichkeit, einen Krieg zu verhindern oder, falls er bereits ausgebrochen sei, ihn rasch zu beenden. Er verteidigt die Ansicht, daß ein Krieg abgestoppt werden könnte, wenn alle Nationen dem Völkerbund beigetreten wären. Da jedoch Deutschland, Japan und die Vereinigten Staaten nicht im Völkerbund seien, sei die Aufgabe viel schwieriger.

„Die immer noch dem Völkerbund angehörigen Staaten versuchen einen neuen Weg und wir erfahren alle, daß der Weg schwierig und nicht ungefährlich ist. Wir haben unsere Politik klar dargelegt: kein isoliertes Vorgehen, keine Maßnahmen, die nicht von allen anderen Mitgliedern ergriffen wird.“

Ich weiß nicht, wie lange die gegenwärtige kritische Lage andauern wird, aber wir treten in ein neues Zeitalter in Europa ein, nachdem der Völkerbund jetzt verfehlt, seine Verpflichtungen zu erfüllen. Das ist keine Tagespolitik. Der Völkerbund wird wahrscheinlich andere und schwierigere Prüfungen zu bestehen haben.

Es gibt Gefahren des Friedens, nämlich Gefahren in der Art der außerlegten Sühnemaßnahmen. Wenn Sühnemaßnahmen der strengsten Art auferlegt werden, dann wird dies unweigerlich zu einer Blockade führen und eine Blockade wirft die Frage der Haltung der außerhalb des Völkerbundes befindlichen Länder auf. Diese Tatsache hatte ich vor Augen, als ich erklärte, daß ich niemals den Eintritt Englands in eine Blockade geschehen würde, wenn wir nicht im voraus der Sühnemaßnahme der Vereinigten Staaten sicher wären. Was auch in der Zukunft bezüglich einer Blockade geschehen mag, die Hauptlast irgendeiner daraus folgenden Unruhe muß im Anfang auf die englische Flotte fallen.“

Baldwin führte weiter aus: Die englischen Abrüstungshoffnungen seien enttäuscht worden. Viele Nationen hätten ihre Rüstungen erhöht, einige sogar zu einem gewaltigen Stand; sie hätten ferner ihre Waffen modernisiert und ihre Erzeugungsfähigkeit gesteigert. England wolle diesen Staaten nicht nachfolgen. Es wolle nur seine Streitkräfte modernisieren. Die englische Flotte sei zum großen Teil veraltet und nur drei der Schlachtschiffe stammten aus der Nachkriegszeit. Wenn England aber eine Politik der umfassenden Unterstützung des Völkerbundes verfolgen und wenn zu irgendeiner Zeit als Folge von Sühnemaßnahmen ein Krieg mit einer Nation entstehen würde, dann werde die Hauptlast auf den Schultern der englischen Flotte liegen. Dies würde bedeuten, daß veraltete englische Schiffe gegen moderne Schiffe in den Krieg ziehen müßten. Die englische Flotte würde zwar letzten Endes siegen, aber der Sieg müßte durch unnötige Opfer von Menschenleben erworben werden. England sei daher für eine kollektive Sicherheitspolitik.

„Ich kann aber diese Politik nicht verfolgen, wenn ich nicht Vollmachten erhalte, die Schwächen unseres Verteidigungssystems zu heilen. Was wir wollen, sind nicht gewaltige Streitkräfte, sondern daß unsere Leute mit den besten heute auf Tage erhältlichen Waffen ausgerüstet sind, wenn sie zum Kampf aufgerufen werden. Diese Fragen werden für das neue Parlament bereit sein, wenn wir an der Macht bleiben. Ich bin überzeugt,

daß alle friedliebenden Leute hier und im Auslande in den sicheren Verteidigungsstrategien Englands das beste Bollwerk des Weltfriedens sehen. Der Fortschritt, den wir im Innern erzielt haben, verweist uns in die Lage, danach zu sehen, wie weit wir helfen können, bessere Zustände in anderen Teilen der Welt herbeizuführen. Unsere Außenpolitik darf nicht aufhören mit dem Versuche, den Frieden für alle zu sichern. Wir müssen versuchen, die Grundlage des internationalen Handels zu erweitern, um das Vertrauen unter denjenigen Nationen wieder herzustellen, deren wirtschaftliche Lage weniger günstig ist.“

Zum Schluß erklärte Baldwin, daß er zwar nicht versprechen könne, daß er die englische Arbeitslosigkeit heilen könne. Die nationale Regierung werde aber während der nächsten vier Jahre versuchen, die Arbeitslosigkeit, die sie in den vergangenen vier Jahren bereits um eine Million verringert habe, weiter herabzusetzen.

Die Thronrede des Königs von England

London, 26. Oktober.

Die Thronrede des Königs anläßlich der Vertagung des Parlaments stellt, wie üblich, einen

Das Hin und Her der „Friedensführer“

Mussolinis Forderungen unannehmbar

Aber das letzte Wort des Duce ist noch nicht gesprochen — Pessimismus in London

London, 26. Oktober.

Die amtlichen Stellen Londons verhalten sich zu den Berichten über die zwischen Rom und Paris im Gange befindlichen Friedensverhandlungen nach wie vor außerordentlich zurückhaltend. Man ist der Auffassung, daß die „angeblichen Vorschläge“ Mussolinis noch keine greifbare Form angenommen haben. Ferner zeigt sich in der britischen Stimmung der letzten vierundzwanzig Stunden wiederum eine Neigung zum Pessimismus.

Der diplomatische Mitarbeiter des „Daily Telegraph“ schreibt: Von dem französisch-italienischen Meinusaustausch sei bisher nichts zu Ohren gekommen, das die Hoffnung auf eine Regelung des italienisch-abessinischen Krieges in letzter Stunde unterstützen würde. Sowohl die Art der von Rom vorgeschlagenen Verhandlungsgrundlage bekannt sei, scheine sie die Hoffnung auf einen Aufbruch des Zeitpunktes für das Inkrafttreten der wirtschaftlichen Sühnemaßnahmen nicht zu rechtfertigen. Sollte Laval jedoch anders denken, dann werde er vielleicht nach Genf fahren und dem Völkerbund einen Vorschlag machen. Nach den letzten Informationen sei jedoch auch dies unwahrscheinlich. Mussolini habe anscheinend seine Forderung nach einer vollständigen italienischen Kontrolle über das eigentliche Abessinien abgeändert, halte aber seine Ansprüche bezüglich der in der abessinischen Denkschrift an den Völkerbund als „nicht abessinisch“ bezeichneten Gebiete aufrecht. Es könne zwar nicht gesagt werden, daß Italien ein Mandat über alle diese Gebiete verlange, aber es

scheine klar zu sein, daß die italienischen Forderungen die Tigre-Provinz umfassen, die selbst nach italienischer eigener Darlegung ein zugehöriger Teil des „eigentlichen Abessinien“ sei. Dies habe in London zu der Ueberzeugung geführt, daß der Völkerbund keine andere Wahl habe, als den bereits eingeschlagenen Kurs weiter zu verfolgen.

Die „Times“ erklärt: Amtliche Kreise seien überzeugt, daß eine Geheimhaltung die beste und vielleicht die einzige Erfolgsaussicht bei diesem letzten Friedensversuch biete. Die Möglichkeit einer Annahme der zur Zeit vorliegenden italienischen Forderungen durch den Völkerbund, England, Frankreich und den Regus sei so gut wie Null. Da diese Bedingungen aber wahrscheinlich nicht das letzte, sondern das erste Wort Mussolinis in dem neuen Abschnitt des Konfliktes seien, könne einem „vorsichtige kontrollierten Optimismus“ Platz gegeben werden. Die nächsten Schritte liegen auf jeden Fall bei Großbritannien und Frankreich. Beide Länder werden ohne Zweifel in enger Fühlung bleiben und schließlich ihre eigenen Anregungen formulieren. Möglicherweise werde Mussolini dann seinerseits neue Vorschläge vorbringen und die Erörterungen würden fortgesetzt werden, bis eine Vereinbarung über eine Verhandlungsgrundlage erreicht sei.

„Breck Association“ berichtet: In englischen Kreisen bezweifle man, ob die Friedensbesprechungen genügend weit vorgetrieben werden könnten, um eine Verschiebung der Sühnemaßnahmen zu rechtfertigen.

„Das würde das Ende Abessinien sein“

Ein Verzicht der Tigre-Provinz ist für den Regus unmöglich — Abessinier stellen sich zum Entscheidungskampf?

London, 26. Oktober.

Eine hohe abessinische Persönlichkeit hat dem „Reuter“-Vertreter in Addis Abeba erklärt: Es bestehe nicht die geringste Aussicht auf Frieden, solange die Italiener auch nur einen Fußbreit Gebiet der Provinz Tigre halten. Wenn der Kaiser einwillige, die Provinz Tigre an die Italiener abzutreten, würde er innerhalb vierundzwanzig Stunden seinen Thron verlieren, selbst wenn man eine finanzielle Entschädigung oder einen Ausgang nach dem Meere hin als Gegenleistung anbiete.

Die „Times“ berichtet aus der abessinischen Hauptstadt: Bei der gegenwärtigen Lage sei es unmöglich, irgendeine Friedensgrundlage in italienisch-abessinischen Streit zu finden. Der Regus sei entschlossen, keinen Fußbreit der Tigre-Provinz ohne Widerstand aufzugeben.

Er sei zwar anscheinend bereit für einen Waffenstillstand, aber nicht gewillt, ihn auf einer anderen Grundlage als der abessinischen Unabhängigkeit und Unversehrbarkeit zu erwägen. Die Abtretung der Tigre-Provinz an Italien, der Nordprovinz des Landes mit Adua und Aksum, würde nicht nur das Ende der Dynastie, sondern auch das Ende Abessinien als einer kontrollierbaren Einheit bedeuten. Die Annahme, daß die Abtretung der Tigre-Provinz als unmöglich betrachtet wird, werde durch die wachsende Ueberzeugung bewiesen, daß die abessinischen Streitkräfte ihren ersten entschlossenen Widerstand vor der Stadt Makalle leisten werden.

„Daily Express“ meldet aus Addis Abeba: Italien habe den Regus durch eine Mittelsperson aufgefordert, die Vorteile direkter Friedensverhandlungen mit Rom zu erwägen.

Rückblick auf die Tätigkeit der vergangenen Sitzungsperiode dar. Sie enthält daher lediglich eine Aufzählung der wichtigsten Ereignisse dieser Zeit.

Nur an einer Stelle der Rede wird auf die Außenpolitik Bezug genommen. Hier wird u. a. darauf hingewiesen, daß die Beziehungen Großbritanniens mit anderen fremden Mächten weiter freundschaftlich geblieben seien. Eine kritische Lage sei bedauerlicherweise zwischen Italien und Abessinien entstanden, die größte Sorge bereite. Von dem Augenblick des Ausbruchs des Streites an habe die britische Regierung ihr Neutrites getan, um sowohl allein wie auch in Zusammenarbeit mit anderen Mitgliedstaaten des Völkerbundes eine friedliche Lösung herbeizuführen. Bedauerlicherweise hätten diese ständigen Bemühungen eine Gewaltanwendung nicht verhindern können. Die britische Regierung habe loyal die Anstrengungen des Völkerbundes unterstützt, um den Frieden wieder herzustellen und eine gerechte Regelung des Völkerbundes zu finden.

Rom nur für „geheime“ Genfer Verhandlungen

Paris, 26. Oktober.

Die Pariser Presse bringt keine neuen Enthüllungen über den Stand der diplomatischen „Friedensführer“ zwecks Lösung des italienisch-abessinischen Streites. Es finden sich aber in mehreren Blättern Hinweise darauf, daß Italien einer Verhandlung in Genf nicht mehr abgeneigt sei, vorausgesetzt allerdings, daß sie geheim abgeführt werde.

Der „Matin“ hebt hervor, daß die Italiener vor der Bezeichnung des Angreifers vom Völkerbundrat nicht gehört worden sind; sie würden unter Umständen bereit sein, vor dem fünferausschuss Rede zu führen, wenn dessen Verhandlungen solange geheim blieben, bis ihr Ergebnis bekanntgegeben würde. Auch der „Petit Parisien“ deutet auf Genf und besonders auf die am Monatsletzten erfolgende Sitzung des Verbindungs-ausschusses. Selbst wenn sich der fünferausschuss in Genf mit stillschweigender Zustimmung Italiens wieder an die Arbeit machen würde, könne die Lösung nicht rasch erfolgen; denn dazu scheinen die englische und die italienische Auffassung zurzeit noch zu weit von einander entfernt.

Das „Devoir“ gibt wiederum eine Inhaltsangabe der angeblichen Vorschläge Mussolinis, die London zugänglich gemacht worden seien. Diese Inhaltsangabe enthält wiederum die Gebietsforderungen Italiens auf abessinisches Grenzgebiet und die Völkerbundüberwachung des abessinischen Mittelreiches, verbunden mit einem Hafenausgang Abessinien in Ertrbräa. Diese römische Vorschläge seien aber für London vollkommen unannehmbar, das an den obenstehenden Vorschlägen aus dem August dieses Jahres festhalte.

Mißstimmung in Italien

Rom, 26. Oktober.

Die Wochenchrift „Azione Coloniale“ zeigt sich heftig erregt über das Ausbleiben der Zurückziehung der englischen Flotte im Mittelmeer. Uebrigens genüge es nicht, wenn England bereit wäre, die beiden Schlachtschiffe „Good“ und „Renown“ zurückzuziehen. Zu einer Entspannung der Atmosphäre werde eine solche Maßnahme keineswegs beitragen können. Man müsse weit mehr verlangen. Italien werde sich weiterhin auf alle Fälle so verhalten, als ob die beiden Kriegsschiffe noch da wären. Ihre Zurückziehung und die Worte D'Azegars änderten nichts an den Tatsachen.

Wenn auch diese Äußerungen des Blattes in dieser scharfen Formulierung nicht in Anspruch nehmen können, die allgemeine Meinung wiedergeben, so macht sich doch allenthalben in Italien eine gewisse Mißstimmung darüber bemerkbar, daß man nach den Truppenrückziehungen aus Libyen noch nichts über irgendwelche englischen Flottenbewegungen im Mittelmeer offiziell gehört hat.

Italiens Votschafter bei Laval

Paris, 26. Oktober. Ministerpräsident Laval hat am Freitag den italienischen Votschafter Cerutti empfangen und sich über eine Stunde lang mit ihm unterhalten. Ueber den Inhalt der Besprechung ist keine Mitteilung ausgegeben worden.

Errichtung einer Arbeitskammer in Litauen

h. Rannas, 26. Oktober.
Im „Regierungsanzeiger“ wird das Gesetz betreffend Errichtung einer Arbeitskammer veröffentlicht. Danach ist die Arbeitskammer eine öffentliche Einrichtung. Ihr obliegt die Betreuung der Arbeiter in ihren kulturellen und sozialen Bedürfnissen. Der Innenminister bestimmt die Zahl der Mitglieder und die Ordnung der Wahl für die Kammer, die Zahl der Mitglieder kann zwischen 18 und 36 schwanken. Die Mitglieder werden auf fünf Jahre gewählt. Die Arbeitskammer hat ferner als Aufgabe Erteilung von Auskünften in Fragen der Einstellung von Arbeitern, beratende Stellungnahme zur Frage der Arbeitsordnung und Arbeitsdisziplin. Den Vorsitzenden der Arbeitskammer ernannt der Innenminister. Im Großen und Ganzen ist die Tätigkeit der Arbeitskammer mehr eine beratende, während die entscheidenden Maßnahmen der Zustimmung des Innenministers bedürfen. Das Gesetz tritt mit dem 1. November in Kraft.

Kommunistischer Terror in Süd-Wales

London, 26. Oktober. Die konservative „Morning Post“ veröffentlicht einen ausführlichen Bericht über die zunehmende kommunistische Agitation unter der Bergarbeiterschaft von Süd-Wales. Falls die Behörden nicht energisch einschreiten, so schreibt das Blatt, werde es voraussichtlich noch vor Weihnachten zu schweren Tumulten kommen. Es sei möglich, daß der frühere Präsident der kommunistischen Vereinigung Großbritanniens, Arthur Horner, zum Vizepräsidenten der Bergarbeiterschaft gewählt werde. In allen Städten und Dörfern der Bergwerksbezirke seien kommunistische Zellen vorhanden, und Süd-Wales werde tatsächlich durch diese „Giftherde“ gefährdet. Man fühle in den Tälern dieses Landes eine dunkle Drohung gegen die Grundlagen des Menschentums und des Anstandes. Männer und Knaben würden mit dem Tode bedroht, brutal angegriffen und mühten in den Bergen Zuflucht suchen. Der kommunistische Terror aus der Zeit des Generalstreiks sei wieder am Werk. Die Kommunisten erklären, daß sie in den letzten drei Jahren über eine Million für Vorbereitung von Unruhen ausgegeben haben. Der Kampf zwischen dem Gesetz und der kommunistischen Revolution müsse in Süd-Wales noch ausgefochten werden, und je früher er komme, desto besser sei es.

Dapff greift nicht ein

Rom, 26. Oktober. Der Informationsdienst „La Corrispondenza“ meldet sich unter Berufung auf vatikanische Kreise in einer sehr scharf gehaltenen Erklärung gegen die Gerüchte, daß vonseiten des päpstlichen Stuhles irgendwie vermittelt in die augenblickliche internationale Lage eingegriffen werde.

Ruhe in Griechenland

Athen, 26. Oktober.
Die „Agence d'Athènes“ teilt mit: „Den im Ausland umlaufenden Gerüchten über angebliche Unruhen auf Kreta stellen wir in aller Form ein Dementi entgegen. Im ganzen Lande herrscht Ruhe.“

Das Athener Dementi bezieht sich in der Hauptsache auf eine Meldung des „Paris Midi“, in der berichtet wurde, daß auf Kreta 30 000 Republikaner zu den Waffen gegriffen haben.“ Die Regierung habe sofort die Entsendung von drei Torpedobootzerstörern mit 2000 Soldaten an Bord angeordnet. In Athen selbst seien fünfzig republikanische Offiziere, u. a. auch General Panagiotas, verhaftet worden und auf die Inseln im Ägäischen Meer verbannt. Außerdem seien in der Hauptstadt 450 Verhaftungen vorgenommen, darunter auch der Führer der neugebildeten republikanischen Partei, Papandreu; „sonst herrsche jedoch in Athen vollkommene Ruhe.“

Athen, 26. Oktober. Von ausländischer griechischer Seite wird hier bis jetzt lediglich die Tatsache veröffentlicht, daß der Führer der Republikanischen Partei, Papandreu, einen umfänglichen Aufruf in Umlauf gesetzt habe. Er sei daraufhin in seinem Hotel polizeilich interniert worden.

Presse fragt, Roosevelt antwortet

Washington, 26. Oktober.
Auf Fragen bezüglich der Stellungnahme der Vereinigten Staaten zu den Sühnemahnahmen des Völkerbundes gegen Italien erklärte Präsident Roosevelt in einer Pressekonferenz, die Anfrage des Völkerbundes werde unverzüglich beantwortet werden. Die Antwort erfolge wahrscheinlich durch das Staatsdepartement. Roosevelt deutete die Ansicht an, daß der Beantwortung der Anfrage wenig Spielraum gelassen sei, da die Stellung der Vereinigten Staaten durch das Neutralitätsgesetz genau vorgeschrieben sei. Dies bestärkt die Ansicht einiger Kreise, daß die Antwort Anlaß zur Wiederholung der Feststellung geben werde, daß die amerikanische Politik von Verwicklungen fernzubleiben habe, die die Vereinigten Staaten nichts angehen. Auf die Frage bezüglich des Ausführerverbotes für Öl und Kupfer erklärte der Präsident, diese Angelegenheit werde geprüft werden, sobald sie auftauche.“

Bezüglich der Londoner Flottenkonferenz erklärte Roosevelt: Er habe über die Zusammenkunft der amerikanischen Abordnung noch nicht entschieden. Befragt, ob der Haushaltsplan für das nächste Jahr den Bau eines Schlachtschiffes vorsehe, erwiderte der Präsident: „Ja, die Flottenverträge sehen einen Schlachtschiffbau im Jahre 1937 vor.“ Die Pläne für ein solches Schiff würden geprüft, es sei jedoch unentschieden, ob das Schlachtschiff gebaut werde.

Rückkehr aus französischen Gefängnissen

Rehl, 26. Oktober. Der Leiter der Werkpolizei der Röhrling-Werke in Wöllmingen (Saar), der Kriegsbüchse Rathe und der Anzeigelle des gleichen Werkes, Frischmann, die beide wegen angeblicher Spionage in Frankreich zu 2½ jähriger Gefängnisstrafe verurteilt worden waren, sind am Freitag nach einer Haft von nicht weniger als einem Jahr vier Monaten im Wege des Austauschverfahrens aus der Haft entlassen worden. Die Frischmannen, die an der Grenze mit herlichen Worten begrüßt wurden, haben die Nacht noch in Rehl verbracht und am Sonnabend die Heimreise nach Wöllmingen angetreten.

Großkämpfe in Abessinien sind für November zu erwarten?

Italiens Gesandter aus Addis Abeba abgereist — „Die Ruhe vor dem Sturm“

Addis Abeba, 26. Oktober.

Der italienische Gesandte Graf da Vinci hat am Sonnabend früh um 9.30 Uhr in einem Sonderwagen des fahrplanmäßigen Zuges Addis Abeba verlassen. Die Abreise vollzog sich unaufällig. Der Sonderwagen wurde erst kurz vor der Abfahrt an den Zug angehängt. Die letzten italienischen Handelsvertreter werden in Mogjo in den Zug steigen.

In diesem Diplomatentreifen ist man der Ansicht, daß die augenblickliche Ruhe an allen Fronten eine Ruhe vor dem Sturm ist. Man rechnet fest damit, daß Großkämpfe im November mit besonderer Heftigkeit wieder ausflackern werden. Von der Südfront wird wie üblich nur von italienischer Fliegerfähigkeit gemeldet. Auf der Linie Ual-Ual-Webi-Schebeli sind vereinzelt Bomben abgeworfen worden.

Italienischer Vormarsch am Schebeli-Fluß

Rom, 26. Oktober.

Als amtliche Verlautbarung Nr. 28 wird Freitag mittag in Rom der neueste Heeresbericht herausgegeben, der interessante Angaben über die militärischen Ereignisse an der Somalifront enthält. Der Heeresbericht hat folgenden Wortlaut:

„An der Somalifront wird das militärische Vorgehen in der Gegend von Schebeli fortgesetzt. Nach der Einnahme des befestigten Ortes Dagnere wurde der Vormarsch am Fluß entlang fortgesetzt, wobei zahlreiche am Ufer liegende Dörfer besetzt wurden. Eine Abteilung Dubat unter dem Befehl des Leutnants Moreo hat das Dorf Kalaffo, den Hauptort des Bezirks Delle Schiavelli, genommen. Zahlreiche Stammeshäuptlinge haben sich unterworfen und ihre Waffen den Italienern übergeben. Hierdurch kamen 500 Gewehre in italienischen Besitz. Der Sultan von Schiavelli, der zu den Italienern übergegangen war, hat mit seinen Bewaffneten die Platte der italienischen Truppen gedeckt und dadurch einen siegreichen Zusammenstoß mit feindlichen Truppen in der Nähe des Dorfes Schebeli erfolgreich unterstützt; das Dorf wurde genommen.“

Die Luftwaffe führte im Gebiet von Ogaden Aufklärungsflüge aus, wobei sie bis Saffabane, Ginda und Magallo vordrang und erfolgreiche Bombenabwürfe auf militärische Punkte vornahm.

Von der Erythrafront ist nichts Neues zu melden, außer daß die Vorhut fortlaufend ihre Stellungen in Tigre nach vorne verlegt, wobei sie von der Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen wird.“

Zanks vor die Front

Rom, 26. Oktober.

Nach den hier vorliegenden Nachrichten von der Somali-Front wird dort der Vormarsch in erster Linie durch Zank geführt, denen es überall gelungen sein soll, die feindlichen Truppen zu zerstreuen. Wie es heißt, rücken die italienischen Trup-

pen in Ogaden immer weiter vor und sind nunmehr in das Tal von Durei eingedrungen. Die italienischen Truppen sollen hier auf einen beträchtlichen feindlichen Widerstand gestoßen sein und die Abessinier in die Flucht geschlagen haben. Zahlreiche Gefangene werden gemeldet.

Man scheint es darauf abgesehen zu haben, möglichst bald von der Somali-Front zur Erythrafront vorzustoßen, um eine Verbindung zwischen den beiden italienischen Armeen herzustellen. An der Erythrafront ist der eigentliche Vormarsch noch nicht wieder aufgenommen worden. In der Gegend von Umba Magi bei Makalle und bei Rembin sind Truppenansammlungen der Abessinier ausgemacht worden.

50 000 Mann marschieren durch Addis Abeba

Addis Abeba, 26. Oktober.

Seit Donnerstag marschieren unablässig abessinische Truppen durch die Hauptstadt. Es sind etwa 50 000 Mann, die aus der Provinz Kassa und dem benachbarten Wollega kommen und sich an die Front begeben. An der Spitze dieser Truppen steht der Gouverneur von Kassa, Ras Getatschu Abate, der Sohn des berühmten Adua-Kämpfers Ras Abate. Ras Getatschu war übrigens seinerzeit Gesandter Abessinien in Paris und vertrat die abessinischen Interessen in Genf. Der Negus nahm am Donnerstagabend gemeinsam mit Ras Getatschu den Vorbeimarsch der Truppen ab.

Von beiden Fronten wird nichts Neues berichtet; überall herrscht Ruhe.

Lebhafte Bombenfliegerfähigkeit an der Südfront

Addis Abeba, 26. Oktober.

Die italienische Fliegerfähigkeit an der Südfront wurde am Freitag entgegen den Erwartungen der Abessinier wieder aufgeweckt. Zahlreiche Ortschaften am Webi-Schebeli-Fluß und vor allem der Hauptstützpunkt der abessinischen Truppen Goralai wurden mit Bomben belegt.

Am Freitagabend traf in Addis Abeba eine amerikanische Missionarin ein, die nur von ihren Dienern begleitet aus dem inneren Sudan nach der abessinischen Hauptstadt gereist war. Sie berichtete, daß sie während ihrer 14tägigen Reise großen abessinischen Truppenabteilungen begegnet sei, die sich auf dem Wege in die Kampfgebiete befanden. Sie habe aber trotz dieser starken Truppenbewegungen ihre Reise vollkommen unbehindert durchführen können. Überall, auch im Innern des Landes, habe völlige Ruhe geherrscht.

Die vierhundert Italiener niedergemacht?

Addis Abeba, 26. Oktober. „United Press“ meldet:

Die von der Ogadenfront hier eingetroffenen Truppen behaupten, es sei ihnen kürzlich gelungen, 400 Italiener im Ual-Ual-Abchnitt durch Maschinenfeuer nieder zu machen. Eine abessinische Abteilung habe sich auf beiden Seiten eines Bohlwegs mit drei Maschinengewehren bewaffnet verborgen, die vorbeimarschierenden Italiener dicht herankommen lassen und dann das Schnellfeuer eröffnet.

Herriots Frage an Frankreich

Neue Epoche oder Rückkehr zum System der Bündnisse?

Paris, 26. Oktober.

Auf dem Radikal-Sozialistischen Parteitag hielt Staatsminister Herriot am Freitag nachmittag eine große Rede, in der er u. a. ausführte: Während der letzten Wochen habe Frankreich sich sehr zerrissen gezeigt. Man habe ihn, Herriot, als Italienfeind und als Freund Englands hingestellt versucht. Dabei habe die Radikal-Sozialistische Tagung in Toulouse davon gesprochen, daß eine Aenderung der Verträge zugunsten Italiens ins Auge gefaßt werden müßte. Die Radikal-Sozialisten hätten für das italienische Volk die allergrößte Hochachtung. Wenn dieses Volk das Bedürfnis nach einer Aenderung habe, so hätte man diese Frage prüfen müssen. Die Art des italien-

ischen Regimes interessierte die Radikal-Sozialisten nicht, obwohl sie Republikaner seien. Es könne Frankreich aber nicht verwerft werden, Prozeß zu erheben, wenn eine kleine Nation Angriffe ausgesetzt sei, die ihre Unabhängigkeit bedrohten. Das sei kein Grund gewesen, die freundschaftlichen Bindungen Frankreichs zur englischen Nation zu vergessen. Die Frage laute nicht, ob Frankreich italienfeindlich oder englandsfeindlich oder italienfeindlich oder englandsfeindlich sei, sondern sie laute: „Ist Frankreich für oder gegen die Politik des Völkerbundes; will Frankreich die Genfer Politik befolgen oder nicht; will Frankreich Schluß machen mit der bisherigen Epoche und eine neue begründen, oder will es zurückkehren zum System der Bündnisse, zum Gleichgewicht der

1270 Kandidaten für 615 Parlamentsitze

Großes Wahlmanifest der Regierung — Aufruf der Arbeiterpartei

London, 26. Oktober.

Die Auflösung des Unterhauses wurde am Freitagabend formal durch eine Veröffentlichung in der amtlichen „London Gazette“ vollzogen, nachdem der König auf einer Sonder Sitzung des Kronrates wenige Stunden vorher die Auflösungsproklamation genehmigt hatte.

Die Parlamentsauflösung hat das Zeichen für die Eröffnung des Wahlkampfes in ganz England gegeben. Für die 615 Parlamentsitze sind bis zum Augenblick etwa 1270 Kandidaten, darunter 57 Frauen, aufgestellt worden. Die Regierung verfügt über annähernd 600 Kandidaten, während die Arbeiteropposition bisher etwa 590 aufgestellt hat. Die nationale Regierung veröffentlichte am Sonnabend ein großes Wahlmanifest, das etwa 3000 Worte umfaßt.

24 Stunden vorher hatte die Arbeiterpartei ihren amtlichen Wahlausruf herausgegeben. Sie wirft darin der Regierung vor, daß sie nicht einen einzigen konstruktiven Schritt zur Verbesserung der inneren politischen Lage getan habe. Zwei Millionen Menschen in England seien arbeitslos und über 1½ Millionen seien auf

die Armenunterstützung angewiesen; die Tragödie der Notstandsgebiete habe sich verschärft. Durch ihre „selbstmörderische“ Außenpolitik habe die Regierung die Abrüstungskonferenz zugrunde gerichtet und eine Vereinbarung für die vollständige Abschaffung der Luftstreitkräfte verhindert. Sie fordere die Arbeiterpartei eine umfassende Zusammenarbeit mit dem Völkerbund, eine Aufrechterhaltung der Streitkräfte, soweit sie sich mit der Mitgliedschaft beim Völkerbund vertrügen, und eine Wiederaufnahme der Verhandlungen für eine allgemeine Abrüstung. Auf innenpolitischem Gebiet wiederholt die Arbeiterpartei ihre altbekannten Forderungen nach Verstaatlichung der Banken und der wichtigsten Industrien des Landes und nach einer Politik der Planwirtschaft, und verlangt die Abschaffung des Oberhauses.

Der Führer der Oppositionsliberalen, Sir Herbert Samuel, hat seine Anhänger aufgefordert, in denjenigen Wahlkreisen, in denen keine liberalen Kandidaten aufgestellt sind, für den Kandidaten der „Friedens- und Wiederaufbau“-Bewegung zu stimmen. Einige Zeitungen ziehen daraus den Schluß, daß die Oppositionsliberalen für den Wahlkampf einen Dreiebund mit Lloyd George und Lord Snowden geschlossen hätten.

„Jeder Mann wird mobilisiert“

London, 26. Oktober.

Eine Kopie des abessinischen Mobilisierungsbefehls ist jetzt nach Hartum gelangt. Dieser Befehl ist typisch für Abessinien. Er lautet: „Jeder Mann wird jetzt mobilisiert. Alle Knaben, die alt genug sind, um einen Speer zu tragen, und alle Männer werden nach Addis Abeba geschickt werden. Verheiratete Männer werden ihre Frauen mitnehmen, damit sie Proviant irgendetwas für kleine Kinder brauchen nicht mitbringen. Aber der Mann muß eine andere Frau an ihrer Stelle mitnehmen.“

Die Blinden und die, die nicht laufen können, oder die aus irgendeinem Grunde keinen Speer tragen können, d. h. die ohne eine Hand oder einen Fuß, sind ausgenommen. Jeder, der nach dem Empfang dieses Befehls zu Hause gefunden wird, wird aufgefängt und werden.“

Getreide- und Lebensmittelversorgung sichergestellt

Rom, 26. Oktober. Die Erklärung Brasiliens, daß es sich an den wirtschaftlichen Sanktionen gegen Italien nicht beteiligen wird, hat in Rom großen Eindruck hervorgerufen. Man erklärt dazu, daß durch die Haltung Brasiliens und wahrscheinlich auch die Argentinens die Getreide- und Lebensmittelversorgung Italiens im Falle der wirtschaftlichen Sanktionen bereits endgültig sichergestellt ist.

Nach in Rom vorliegenden Meldungen aus Prag ist für die nächsten Tage eine gemeinsame Erklärung der Mächte der Kleinen Entente zu erwarten, die eine bedeutende Einschränkung in Bezug auf ihre Stellung zu den Sanktionen vorzieht. Jugoslawien, Rumänien und die Tschechoslowakei werden in dieser Veröffentlichung erklären, daß sie den Sanktionen zwar prinzipiell Folge leisten, aber praktisch würden wächtige Einschränkungen gemacht werden.

Die Sparmaßnahmen zur Einschränkung des Rohstoffverbrauchs in Italien gehen täglich fort. Es wird mitgeteilt, daß von Anfang November ab die Presse nur noch mit 1½ Bogen täglich erscheinen darf.

Explosion in einer italienischen Pulverfabrik

Rom, 26. Oktober. In der Patronenabteilung der Pulverfabrik in Reco erregte sich am Freitag ein Explosionsunfall. Ein amtlicher Bericht spricht von drei Toten und mehreren Verletzten.

Rückzug aus Libyen auch „amtlich“

Rom, 26. Oktober. In Rom ist nunmehr auch amtlich bekanntgegeben, daß die italienische Regierung eine Division aus Libyen zurückgezogen und in die Heimat abberufen hat. Mit der Rückberufung der Division soll unverzüglich begonnen werden. Die in Libyen stehenden italienischen Streitkräfte werden damit um 15 000 Mann verringert.

England baut Stratosphärenflugzeuge

London, 27. Oktober. Der Luftfahrtkorrespondent des „Daily Telegraph“ meldet, daß die englische Fluggesellschaft kurzzeitig mit voller Kraft arbeite, um den Erfordernissen der englischen Luftaufklärung gerecht zu werden. Die Baupläne für einen neuen Kampfflugzeugtyp und für Maschinen, die bis zu 480 Stundenkilometer erreichten, seien weit vorgerückt. Ein Stratosphärenflugzeug sei bereits im Bau.

Kräfte, zu Auffassungen, die stets zum Krieges geführt haben?“

Nach einem Hinweis auf seine „sozialistischen Freunde“ kam Herriot zum abessinischen Streitfall und erklärte: Er — Herriot — sei für ein gemeinsames Vorgehen. Eine Schlussfolgerung zwingt sich unbedingt auf: Frankreich sei an die Durchführung des Völkerbundespaktes durch seine Pflicht und durch seine Ehre gebunden. Als es 1924 das Genfer Protokoll ausarbeitete, sei es Frankreich gewesen, das Sühnemahnahmen verlangt habe. Zwölf Jahre habe es gedauert, um England zu dieser Auffassung zu bringen. Können Frankreich jetzt erklären, daß es seine Ansicht geändert habe und daß es nicht mehr Anhänger des Grundgesetzes gemeinsamer Sühnemahnahmen sei?

„Feuerkreuz“-Führer warnt Laval

Paris, 26. Oktober.

Das „Echo de Paris“ veröffentlicht den Wortlaut eines Schreibens, das der Führer der „Feuerkreuzer“, Oberst de la Rocque, am 22. Oktober, also am Tage vor dem Erlass der drei Gesetzesverordnungen, die die Einschränkung der öffentlichen Kundgebungen, den Waffenbesitz und das Vereinswesen betreffen, dem Ministerpräsidenten Laval übermittelte. Oberst de la Rocque warnt in diesem Schreiben den Ministerpräsidenten vor einer Auflösung der Kampfverbände, vor allem aber der „Feuerkreuzer“. Die „Feuerkreuzer“ seien eine vaterländische Bewegung, die ohne Rücksicht auf wahlpolitischen Ehrgeiz dem französischen Volk dienen wolle.

Zur Klarstellung der Handlungsweise der „Feuerkreuzer“ und der Kommunisten hat Oberst de la Rocque dem Ministerpräsidenten einen Aufruf an alle Kommunisten, kommunistischen Zellen- und Gruppenleiter und Gruppenleiter in Algerien vorgelegt, in dem es heißt: „An Frankreich stellt sich heute der Hauptkampf gegenwärtig zwischen Faschisten oder Profaschisten und Antifaschisten ab. Innerhalb der eingeborenen Bevölkerung von Algerien lautet das Hauptproblem aber: Imperialismus oder Antimperialismus. Die französische Nation sei nicht die Nation des algerischen Volkes, sie sei eine fremde Unterdrückung, die Nation des Imperialismus, sie sei diejenige Nation, die die algerische Nation unter der Klaue reiße.“

Oberst de la Rocque hat diesen Aufruf am Freitag nachmittag auch Vertretern der Presse zur Kenntnis gebracht und Erläuterungen dazu gegeben. Der kommunistische Aufruf an die algerische Bevölkerung, so erklärte er, sei am 21. Oktober geacht worden, und er bedeute ein Komplott gegen die Sicherheit des Staates. Er erklärte im Bezug auf die „Feuerkreuzer“, daß keine Gefahr der Welt eine Bewegung der Antifaschisten, der Antimperialisten und des sozialen Bewusstseins darstellen können.

Ein Spaziergang durch Moskauer Ladengeschäfte / Von unserm Moskauer Mitarbeiter Artur W. Just

Moskau, Mitte Oktober.

Hier soll einmal von Volkswirtschaft gar keine Rede sein. Wir wollen eine Hausfrau auf ihren Einkäufen begleiten und denken dabei nicht an eine Arbeiterfrau, die nach den geltenden Lohnsätzen überhaupt nur unter besonders glücklichen Umständen in die Lage kommen kann, irgendeinen Bedarf über den allerdringlichsten und notdürftigsten des Magens zu decken, sondern an die Frau — sagen wir einmal — eines Ingenieurs, der einen Lotteriegewinn oder eine Geldprämie für besonders gute Arbeitsleistung erhalten hat und dessen Ehegattin ein paar hundert Rubel zur Verfügung hat, um laufende und außergewöhnliche, aber keineswegs — wie wir sehen werden — unnötige und einem unzielmäßigen Luxusbedürfnis entsprechende Anschaffungen zu machen.

Sie, die Frau Wafilissa Andrejewna, die wir zwischen durch, so wie ihr Mann es tut, wenn er guter Laune ist, auch Wakja nennen werden, leistet es sich heute, mit der Untergrundbahn zu fahren. Sie kostet zwar das Dreifache als die Straßenbahn, aber dafür hat man ein Gefühl unbefriedigter Vergnügen, am Theaterplatz auf einer langen Rolltreppe, ganz ohne die Beine zu bewegen, in die Höhe befördert zu werden. Sie würde gern, um das wohlige Gefühl ganz auszukosten, das die Benutzung dieses neuen Moskauer Beförderungsmittels gibt, sich eine Zigarette anstecken. Aber leider springt ihr da schon ein uniformierter Beamter entgegen und bedeutet ihr voller Enttäuschung, daß rauchen nicht nur im Wagen, sondern auch auf den Bahnhöfen strengstens verboten ist.

Die U-Bahn, russisch nach französischem Muster Metro genannt, ist auch ein Volkserziehungsmittel. Sie soll eine Zelle der Ordnung und Sauberkeit sein und bleiben. Wenn nur nicht das schlimme Grundwasser die weißgetünchten Tunnelwände immerfort mit häßlichen Flecken verunzieren wollte! Die Marmor- und Glasplatten, mit denen die Wände übermäßig kostbar verkleidet sind, begannen sich schon zu lösen. Die Gararbeit im Dektempo macht sich allenthalben bemerkbar, und schon wird überall wieder „Remonte“ gemacht — ein typisches Wort der Alltätigkeit im Rätebund.

Frau Wafilissa sucht zunächst Zwirn, einfaches weißes und schwarzes Nähgarn. Sie mühte ihrem Manne ein paar Knöpfe annähen, etwas Wäsche ausbessern und ein Jackenfutter anheften. Aber es gibt kein Nähgarn zur Zeit in Moskau: nicht im großen Mustervarenhaus am Theaterplatz, das sich rühmt, 22 000 verschiedene Gegenstände zu verkaufen, nicht in den zahlreichen kleineren Geschäften an den Hauptverkaufstrassen, Petrowka und Kusneki Most (Schmiedebücke). Es bleibt ihr nichts anderes übrig, als eine Rolle rotes und zwei Rollen gelbes Nähgarn zu kaufen und dazu ein Fläschchen Tinte, mit dessen bläulich violetter Inhalt sie versuchen wird, die Fäden zu Hause selbst einzufärben. Sie ist ihr Leben lang Kummer gewöhnt, und sie nimmt die Dinge nicht tragisch.

Sie lebt wie alle in einer Stube, die für alles benutzt wird. Sie ist eine ordentliche Frau. Sie hat Wäsche zu waschen und ist sogar gewöhnt, sie zu kochen. Endlich kann sie nun daran denken, sich einen größeren Topf anzuschaffen, den sie sich zu diesem Zweck schon lange gewünscht hat. Aber es gibt keine größeren Emaille- oder Blechtopfe, so sehr sie auch danach sucht. Überall heißt es: nicht da und nicht zu erwarten! Überall heißt es: nicht in einem Laden auf ein hohes Kaufmannsregal voller Kochtopfbedeckel! Da, denkt sie, hier sollte es doch auch Topfe geben! Aber sie irrt sich, dies Geschäft handelt nur mit Deckeln zu Töpfen in verschiedenen Größen. Es ist möglich, daß eine unerforschte Bestimmung die Töpfe dazu irgendwo hin an den Baikalsee oder in ein wohlhynisches Dorf beordert hat, wo sie völlig unverkäuflich sind und allmählich zugrunde gehen.

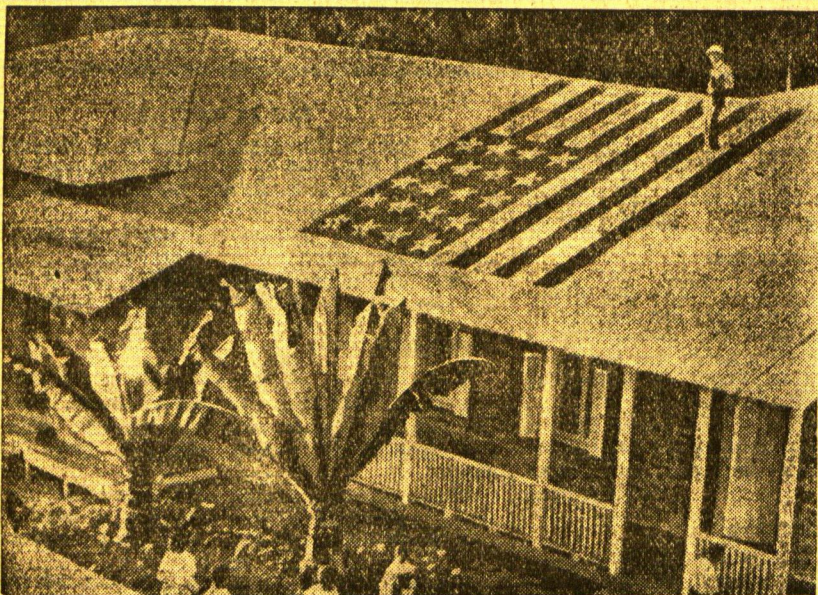
Zwanzig Mal hat das Moskauer Abendblatt behauptet, daß die Hausbrandversorgung in Moskau für diesen Winter völlig gesichert wäre. Wir schreiben Mitte Oktober und haben einen ungewöhnlich warmen und langwährenden Herbst. Die Naturforscher haben festgestellt, daß die Blätter vierzehn Tage später als normal gefallen sind. Doch nun sind sie gefallen, was beweist, daß es an Nachfrösten nicht gemangelt hat. Noch aber darf keine Hausverwaltung die Zentralheizung in Betrieb setzen. Der Befehl des Moskauer Sowjet hierzu ist noch nicht ergangen. Jeder plagt sich mit einem Schnupfen, sitzt zu Hause und im Büro im Mantel, das Kopftuch, das auch Hals und Brust deckt, wird nie abgenommen — erst dann, wenn der Befehl kommt, darf gehetzt werden. Und so hat denn Wafilissa beschlossen, eine Petroleumlampe anzuschaffen, deren Verbrennungswärme wohl ausreicht, um die Temperatur eines Zimmers um einige Grad zu erhöhen und damit zur Gemütlichkeit des Luftenthalts viel beizutragen. Tatsächlich findet sie auf ihrer Kochtopfsuche irgendwo ein solches Ding, klapperig und unansehnlich, aus verzinktem Schwarzblech, aber mit Rundbrenner und sogar mit

einem Docht versehen. Allein der Glaszylinder fehlt. Ein Königreich für einen Glaszylinder, passend für die in Fülle vorhandenen Lampen! Ein Sowjetreich mag man bieten — aber einen Glaszylinder wird auch ein Zauberer in Moskau nicht finden.

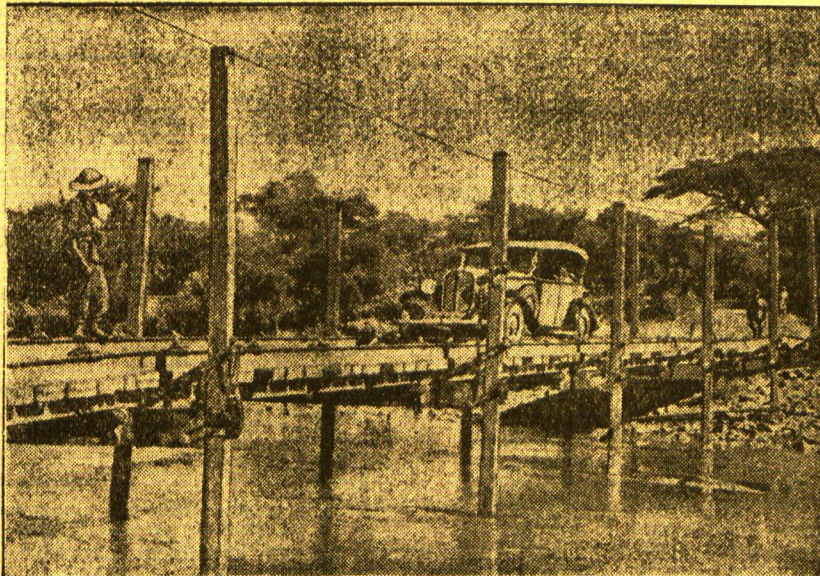
Dafür aber sind sämtliche Geschäfte mit großen bunten Lampenschirmen, riesigen Glodenblumen in fabelhaft absoluten Farben, knallrosa, lila, blau und gelb reichlich gesegnet. Sie wärmen zwar nicht, sind aber ausgezeichnet geeignet, die ärmliche Kleinbürgerlichkeit der Behaunungen von Rätebürgern mit farbigem Schimmer zu verklären. Wafilissa kauft sich auf alle Fälle zu ihrer Petroleumlampe einen solchen Seidenschirm für die elektrische Beleuchtung.

Dabei liegt ihr am Wege ein Sondergeschäft für Schallplatten, und obwohl sie sich wundert, daß gar keine „Schlange“ vor der Tür steht, tritt sie ein, um ein paar „Foxytrotty“ der beliebten „Moscow Boys“ oder gar der „Olympia-Jazz“ als Festfreude mit nach Hause zu nehmen. „Westliche Tänze“ sind Trumpf, nachdem sie mehr als ein Jahrzehnt verpönt blieben, ja ihre Ausübung fast ein gegenrevolutionäres Staatsverbrechen war. In dem Laden stehen fünf Verkäufer hinter dem Ladentisch. Ein Geschäftsführer und eine Kassierin sind da. Zu verkaufen aber gibt es nur Plattenöffnerchen in vier verschiedenen Farben aus Kunstlederplatte. Und Wafilissa kauft sich eins davon, weil es so gut als „Stadtöffnerchen“, als erweiterte Handtasche zu brauchen scheint. Da draußen aber gerade eine herbstliche Regenwolke vorbeihuscht, bringt sie nur den Handgriff heim. Die Puppe hat sich inzwischen in Wohlgefallen aufgelöst.

Glühlampen fehlen zu Hause. Der Rätebund hat in den kurzen Jahren seines Bestehens eine beachtliche Stellung in der Glühlampenerzeugung der Welt errungen. Allein zur Auswahl sind zur Zeit nur Birnen mit 16 und mit 300 Kerzen — die einen zur Zimmerbeleuchtung zu schwach, die anderen zu grell, und außerdem ist ihre Benutzung strengstens



Abessinischer Bilderbogen



Links: Die ausländischen Niederlassungen in Addis Abeba haben sich durch Flaggen besondere Kennzeichen gegeben, um für den Fall eines Fliegerangriffs eine Bombardierung durch italienische Bomber zu verhindern. Dieses Bild zeigt das amerikanische Hospital, dessen Dach mit einer großen Flagge bemalt ist. — Mitte: Der entthronte Kaiser Hailu Selassie, den entthronten Kaiser von Abessinien, Hailu Selassie, aus seinem bisherigen Gefängnis bei Harar nach dem Süden fortzubringen, damit er nicht bei einer etwaigen Einnahme von Harar den Italienern in die Hände fällt. Hailu Selassie wurde während eines Aufstandes von seiner Schwester Jaibitu für geisteskrank erklärt, entthront und ist seit 12 Jahren gefangenengesetzt. Seither lebt er in einem Gefängnis, mit einer starken Goldkette an einem seiner Wächter geschmiedet. Im übrigen läßt jedoch der Negus Hailu Selassie mit der größten Achtung eines königlichen Gefangenen behandeln. Dies Bild zeigt Hailu Selassie im vollen Staat während seiner Kaiserzeit. — Rechts: Die Brücke über den Mareb. Große Straßenbauten sichern den Vormarsch der italienischen Streitkräfte an der Aduafont und bilden die Gewähr für ständige Verbindung mit den Etappen. Unser Bild zeigt eine von italienischen Soldaten neu geschaffene Brücke über den Mareb, den Grenzfluß zwischen Eritrrea und Abessinien.

Kleine memelländische Dorfchronik

Rudelchen — Sintflut in der Regentonne — Die gedrehten Eier

In der Küche stehen die drei Kinder — Onkel Franz nennt sie liebevoll „Rohrnasen“ — um Urte herum und sehen zu, wie sie einen halben Sad Mehl in den Backtrog schüttert. Denn Backtag ist ein Feiertag, und es fällt für jeden was ab, das wissen sie schon. Außerdem ist es in der Küche warm und mollig, und der große Backofen strömt eine Glut aus, an der man sich Hände und Rücken wärmen kann. Das Feuer flackert so lustig, als hätte es dauernd etwas zu erzählen und malt feurige Streifen auf dem Ziegelboden der Küche. Es macht Spaß, in die Glut zu sehen, denn ein offenes Feuer ist etwas lebendiges, etwas geheimnisvolles.

Urte gießt Wasser über das Mehl und krepelt sich die Bluse bis weit über die Ellbogen auf. Es kommen ein paar Arme zum Vorschein, die mit dem zähesten Brotteig und auch sonst wohl mit allem auf der Welt fertig werden. Bald ist aus dem Mehl eine graue, sehr klebrige Masse geworden. Unsere Vorfahren aßen sie als Schrotbrei mit etwas Fettbrühe und wurden dabei stark, gesund und alt. Den Mägen der jungen Generation ist das schon zu schwer.

Wie Urte knetet, das ist ein Bild von Eifer und Wichtigkeit. Sie stößt und pustet wie ein vollendeter Boxer in der zehnten Runde und wischt sich ab und zu den Schweiß mit dem nackten Arm von der Stirn. Es könnte auch kein Boxer bei seinem Weltmeisterkampf mehr bewundert werden als wie Urte von ihren drei „Rohrnasen“. Am liebsten möchte jeder selbst ein Stückchen Teig haben, um damit allerlei Figuren zu backen. Männerchen oder Tiere, ganz dem künstlerischen Einfall überlassen. Die Dämmerung hüllt die Küche ein, denn es

wird schon fröhe dunkel. Desto heller flackert der Schein des Backofens auf den roten Ziegeln des Küchenbodens. Urte ist nun fertig und legt den Teig auf ein Brett, um nun die Brote zu formen. Sie macht das mit der Inbrunst eines Künstlers, ganz oval und vollendet muß die Form sein. Zuletzt streicht sie die Oberfläche mit etwas Wasser glatt und zieht mit dem Zeigefinger ein Kreuz über den Rücken. Das ist eine uralte Sitte. Besondere Mühe gibt sie sich mit einem kleineren Brot, denn die Schwester der Hausberrin hat Hochzeit, und es soll als Symbol und als frommer Wunsch in die neue Ehe und auf den neuen Hof gehen.

Mit dem Rest des Teiges formt sie drei kleine Rudelchen: für jedes Kind eins. Und da sie besonders gute Laune hat, so schneidet sie vom Schinken ein paar Streifen ab und drückt sie in den Teig hinein. Für das jüngste Kind aber schält sie einen Apfel und tut die Apfelstücke so reichlich in das Rudelchen, daß es aussieht wie ein kleiner Speckhahn. Zum Ueberflus, und weil der kleine Blondkopf so unwiderstehlich betteln kann, kratzt sie noch mit einem Messer die Wände des Backtroges ab und formt aus der gewonnenen Masse ein Männlein. Ein richtiges Männlein mit einer großen Nase, einem langen Bart und einem Stock in der Hand.

Dann wandern die Brote, die Rudelchen und das Männlein in den Backofen. Rudor hat Urte ihn sauber ausgekratzt, Brot in Blechen und Formen gebacken schmeckt nicht, behauptet Urte. Es muß immer etwas Asche daran sein, und es schadet auch nichts, wenn ein paar kleine Holzkohlenstückchen an der Kruste kleben. Asche reinigt den Ma-

gen. Außerdem sind wir ja alle von Asche genommen.

Während das Brot backt, sitzen die Kinder auf der Holzbank und lassen sich von Urte Geschichten erzählen. Es ist schon ganz dunkel in der Küche, und Urte legt einige Stücke Torf in den Herd, denn das Wasser zum Abendbrot muß kochen. Sie erzählt dabei, wie das Korn in Sonne und Wind stand, umrahmt von tausend blauen Kornblumen. Wie es dann in den Filtern der Drechselmaschine geschüttelt wurde und in die dicke Holländermühle kam zwischen die mahlenden Steine. Urte kann so schön nachmachen, wie der Wind in den Segeln und Lufen der Mühle pfeift und die Steine und die sich drehenden schweren Eichenbalken rumoren und quietschen.

Das Brot ist fertig. Es ist nur Schwarzbrot, ganz grobes Brot, aber deswegen ist die Freude nicht gering. Unser täglich Brot! Und dazu noch die drei Rudelchen, die von Speck und Nussel herrlich duften, und das Männlein, das nun ganz braun und verhubelt aussieht.

Urte sagt: „Frisches Brot muß man ohne Butter und Schmalz essen, sonst weiß man überhaupt nicht, wie Brot schmeckt.“ Sie leat die Brote drauhen auf die Bank zum Kaltwerden. Die Kinder aber rollen ihre Rudelchen in der Schürze hin und her, denn mit den Händen anzuhaften sind sie noch zu heiß.

Der junge Lehrer steht in seinem Zimmer in tiefem Sinnen. Wie soll er denn das klar machen mit der Sintflut und der Arche? Er hat das deutliche Gefühl, daß ihn seine Kinder heute vormittag nicht verstanden haben. Vielleicht hilft die Anschauung, denkt er verzweifelt, das berühmte Fundament aller Erkenntnis. Und in rascher Begeisterung für sein schweres Amt beschließt er, selbst eine Arche zu bauen, und so ganz genau zu zeigen, wie alles war.

Er borgt von seiner Wirtin eine blaue Schürze, auch Hammer, Säge und Nange und holt sich einige Bretter aus dem Stall. Der seltsame Bau läßt sich gut an. Nach reichlichem Hämmern, wobei der Daumen der linken Hand naturgemäß am meisten beschädigt wird, steht ein merkwürdiges kinderlargenähnliches Gestell in seinem Zimmer, nicht gerade in Stromlinienform, aber mit einiger Phantasie doch als Kasten Noahs zu erkennen.

Er schlägt die Bibel auf. Da heißt es: „Dreihundert Ellen sei die Länge, fünfzig Ellen die Breite und dreißig Ellen die Höhe.“ Erst mal muß er die Ellen auf Meter umrechnen und dann den verlängerten Maßstab anwenden. Inzwischen ist es dunkel geworden. Er sieht durch das Fenster, wie Fris gerade vorüberströht, beide Taschen voll Kastanien, und ruft ihn heran.

„Ich baue eine Arche, Fris, und morgen mache wir alles ganz genau, wie es mit der Sintflut war. Sag mal den anderen, sie sollen allerlei Tiere besorgen, Kamele, Löwen, Giraffen usw., natürlich auf Pappe gezeugen.“ Fris hat den Mund offen und sein kleines Hirn kann soviel Herrlichkeit auf einmal gar nicht fassen. Er sagt nur „ah“ und dann mit ganz tiefer Inbrunst: „Auch Elefanten?“ — „Ja, auch Elefanten!“ Und nun saukt er los durchs Dorf, daß die Kastanien klappern und aus den Taschen rollen und bald ist die ganze Kinderwelt in Aufregung.

Der junge Lehrer steckt die Lampe an und hämmert unverdrossen weiter. Die Nägel geben schief die Bretter springen, der Schweiß quillt ihm aus allen Poren, wie noch nie bei einem Examen. Die Ecke von der Steinplatte der Backtoilette springt mit klingendem Ton ab, einige Nägel sitzen auch in den Stühlen, und die Politur des Stisches hat furchtbar gelitten. Er bemerkt es kaum in seinem Schaffensdrang.

Außerdem ist es nicht ganz einfach, den biblischen Worten recht zu verstehen. Es heißt das

verbieten, denn es muß allenfalls an Strom angeschlossen werden. Ein elektrisches Plättchen — zur Wäsche — ließ sich vielleicht erstehen. Ihr Traum ist ein elektrischer Kuchentopf, so einfach, so sauber! In blanken Reihen stehen diese Dinge im großen Warenhaus. Aber der Verkäufer ist „kulturvoll“, er warnt die Interessenten, die sich diese Dinge ansehen: „Bürger, das Gerät ist für 220 Volt Spannung, aber in Moskau haben wir 120 Volt“. Und kopfschüttelnd legt der Neugierige diese Erfindung wieder aus der Hand.

Welche Frau würde sich nicht für modische Dinge interessieren! Wasja wagt einen Sprung in die oberen Stockwerke des Warenhauses. Sie hat gelesen, daß für diesen Winter 150 neue Modelle von der Moskauer Bekleidungsindustrie herausgebracht werden sollen. Sie denkt zunächst aber an ein Kindermäntelchen für ihre fünfjährige Tochter. Allein solche sind überhaupt nicht vorhanden, und der Abteilungsleiter erklärt ihr, daß er vor einigen Tagen die ganze angelieferte Partie habe zurückgeben lassen müssen, weil alle 550 Kindermäntel unbrauchbar waren: die Ärmel verschieden lang, die Knöpfe von verschiedenen Farben oder überhaupt nicht angenäht, die Kragen krumm und schief, die Nähte ausgefrungen! Nicht besser steht es in der Abteilung für Damenkostüme. Dort findet sie zweierlei Futterstoff verhandelt, und Stoffe, denen man von weitem ansieht, daß sie nach mehrtägigem Tragen aus dem Leim gehen dürften. Sie verzichtet und wird demnach in die verschiedenen Utwarengeschäfte auf Suche gehen, um dort für teure Preise irgendwas Angängiges zu finden. Aber sie ist ja reich, sie hat mehrere hundert Rubel in der Tasche. Sollte sie da nicht einen Blick in die Pelzabteilung werfen? Ein Mantel aus Kalbfell mit Kaninragen wäre nicht schlecht. Er ist schwer, steht aber doch sehr prächtig aus. Oh, aber der Preis! — „Bitte. Sie können auch auf Abzahlung kaufen! Sie zahlen 25 Prozent an, dann tun wir die Sache zur Aufbewahrung ins Lager, und wenn Sie den Preis voll erlegt haben, können Sie die Ware haben!“ — Wassilissa will es sich doch noch überlegen. Wann wird ihr Mann wieder einmal einen Gewinn oder eine Prämie nach Hause bringen können, um die zweite und dritte Rate des kostbaren Mantels zu bezahlen? Daß Abzahlung aber immer nur Vorauszahlung in Teilen heißt, versteht sich für sie, die nichts anderes gewöhnt ist, natürlich von selbst.

Sie hat die Lust verloren, sich nach einem lange erträumten Toilettenstück mit Spiegel umzusehen. So etwas kostet gleich ein ganzes Monatsgehalt und ist doch nur billige Schreinerarbeit, dazu noch ohne Glas. Die Spiegelscheiben hierzu sind allerhöchste „Defizitware“ und würden, hintenherum besorgt, noch einmal so viel kosten. Sie will zum Schluß doch noch etwas Süßes heimnehmen, für das Töchterchen und zur Hebung der Festfreude. Sie leiht sich ein ganzes Kilo eingewickelten Schokoladenkonfektis. Es kostet ein Vermögen, 28 Rubel, mehr als ein Kilo Butter, die auch für Wassilissa kaum erschwinglich ist, und sie muß zusehen, daß die Verkäuferin beim Abwiegen der Menge ein solches Bonbon auch noch halbiert, um ja genau zu sein und nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, als ob der Staat als Konfektverkäufer etwas zu verschulden hätte. Sie sieht im Muster-Fruchtgeschäft schöne Birnen und Weintrauben im Fenster. Die Verkäuferinnen haben knallrot lackierte Fingerringe — das ist Vorzeichen für kulturreiche Geschäfte — jedoch schmutzige Häubchen und Schürzen. Welche Erregung! Aber im Laden selbst sind nur halbverdorrene Früchte zu kaufen. Aus dem Schaufenster wird nichts genommen. Wasja kauft drei matschige Birnen, für die nicht einmal Zeitungspapier zum Einwickeln vorhanden ist, und verlangt noch Kirschkompott in Konserven. Sie fragt: „Süß oder sauer?“ — „Bürgerin, nehmen Sie die Ware oder nicht?“ herrscht sie die Verkäuferin an. „Sie sehen doch, Kompott ist da aufgeschriebe!“ Zu Hause erwies es sich, daß der Inhalt aus Birnen bestand.

Hier verlassen wir Wassilissa Andrejewna und lassen sie allein noch schnell auf den Markt gehen. Sie stellt sich an eine Reihe von 40 Menschen, die etwas Suppenfleisch annähernd zum staatlichen

Preise kaufen wollen und bekommt zum „Einheitspreis der 1. Sorte“ Fleisch mit viel Knochen und Sehnen verkauft. Gefackelt wird da nicht! Willst du nicht nehmen, gut, so nimmst du Nächste! Sie erhebt sich in der Schlange zwei Pfund Kartoffeln und sie nimmt ein halbes Kilo Möhren, wobei sie die Leute für die Frau eines Desfraudanten zu

halten scheinen. Sie kehrt sich auch einen halben Kohlkopf und sie wird, wenn sie alles wohlbehalten nach Hause bringt, um Spätnachmittag, der Zeit der Hauptmahlzeit, ihren geliebten Mann mit einer echten russischen Kohlsuppe, einem Säftchen, erwartend, einer herrlichen Festpeise, wie sie bei Ingenieuren nur selten auf den Tisch kommt.

Berliner Tagebuch

Das Kino hat Jubiläum — Der Mann, den das Kino nicht reich machte — Bismard im „gedruckten Kintopp“ — Filmgagen von einst und heute — Abele und das Varieté

Berlin, im Oktober.

In der Dorotheenstrasse bringen sie gerade eine Gedächtnistafel an:

In diesem Hause wurden am 1. November 1895 die ersten deutschen Filme vorgeführt.

Der Film... eine der größten Sensationen aller Zeiten, feiert jetzt also seinen vierzigsten Geburtstag. Der Mann, der ihn für uns erfand, lebt noch. Aber nicht wie man denken sollte als Multimillionär in einer Villa am Wannsee, sondern als ein ganz bescheidener Lichtbildfabrikant im Norden von Berlin. Er hat seine Erfindung nicht ausnützen können, vielleicht hat er selber ihre Tragweite auch nicht geahnt. Als er beim Direktor der Deutschen Bank Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vortrat, zwecks eines Kredites für Film-Experimente größerer Stils, schüttelte der den Kopf über die „Erfindung“ und sagte: „Für solche Hirngespinnste hat die Deutsche Bank keine Gelder.“

Der arm gebliebene Erfinder des Films ist Max Skladanowsky. Vorher hatte er jene kleinen Bildlein fabriziert, in der zahllose Momentaufnahmen einer Person oder einer Szenerie so hintereinander geblendet, daß beim schnellen Durchblättern der Eindruck der Bewegung entsteht. Dieser „gedruckte Kintopp“ war der Vorgänger des richtigen Kintopps. Skladanowsky brachte für diese Serie auch zwei Büchlein „Bismard“ und „Wilhelm I.“ heraus. Er hätte es aber als Blasphemie empfunden, die beiden hohen Herren persönlich für den gedruckten Kintopp aufzunehmen. Deshalb ließ er einen bekannten Opernsänger und einen Mimiker, die in der Statue Bismard und dem alten Kaiser ähnlich waren, die Maske der beiden annehmen und photographierte sie für seine Serie. Dann wurden diese Fotos den Originalen vorgelegt, und erst als diese ihre Zustimmung gaben, wurden die Bewegungsbüchlein gedruckt.

Die Erfindung des Kinetographen lag in den neunziger Jahren in der Luft. Zu gleicher Zeit

waren in Paris, London und in Amerika ähnliche Experimente gemacht worden. Die Apparate, die sich Skladanowsky erbaute, hatten insgesamt nicht mehr als hundertfünfzig Mark gekostet. Argentinien hatten die Direktoren des Berliner „Wintergartens“ von seiner Erfindung gehört. Sie luden zu ihm hinaus nach dem Vorort Pantow, nahmen die Sache in Augenschein und engagierten Skladanowsky für den „Wintergarten“. Bedingung war, daß er seine Sache ganz geheim hielte, nicht einmal zum Patent durfte er sie anmelden, bevor sie nicht in „Wintergarten“ gestartet wäre. So viel Angst hatte man damals vor der Konkurrenz. Als Gage gab man ihm pro Tag 75 Mark, das war die erste Filmgaga. Die ersten Filme waren jeder sechs bis acht Meter lang. Ihre Stoffe waren Tänze, Reddarbietungen und andere artistische Leistungen. Das Publikum nahm die Erfindung sehr interessiert auf, und auch die Presse respektierte Skladanowsky sehr. Er wurde dann gleich nach Paris engagiert, wo er seine Erfindung in den Folies Bergères zeigen sollte. 3000 Francs im Monat Gage wurde vereinbart. Skladanowsky erhielt sie auch ausgezahlt, aber er brauchte nicht aufzutreten. Inzwischen war in Paris Lumière mit seiner ähnlichen Erfindung herausgekommen, da ließ es der französische Chauvinismus nicht zu, auf einer französischen Bühne der Welt darzutun, daß den Deutschen auch so etwas einfallen könnte.

Jetzt am 1. November werden jene Erstlinge des deutschen Films noch einmal im „Wintergarten“ ausgeführt. Sie haben damals vor vierzig Jahren mit außerordentlicher Schnelle zur Ausbreitung des Kinos in Deutschland geführt. Der „Wintergarten“-Direktor Ludwig Schuch, der gerade seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, erzählte uns an diesem Tage aus seinen Erinnerungen, weil er auch einer der Pioniere des Kinos in Deutschland ist. Selbstredend, hat er sich vom Metallarbeiter emporgearbeitet. Er war gerade als Zwanzigjähriger in Berlin bei Siemens gelandet, da kam durch die epidemische aufsteigende Kinetographentheater eine große Konjunktur für die junge Kinetotechnik. In Frankfurt hatte der Bestker

ermer Bach, und Schließgesellschaft ein Kino gegründet. In kurzer Zeit hatte er bezetzt ein Duzend davon in Frankfurt a. M. und im Rheingebiet, die alle der junge Schuch technisch betreuen mußte. Diese erste Kinetographengesellschaft in Frankfurt wurde die Keimzelle der Ufa, die dann 1913 von Frankfurt nach Berlin überfiedelte, und hier bereits ihre ersten eigenen Filme zu drehen begann, für die man sich aus Dänemark Ufa Nielsen holte. Da gab es schon Prunkfilme mit den berühmtesten Darstellern. Max Skladanowskys Erfindung hatte eine sensationelle Karriere innerhalb weniger Jahre gemacht. Ein neues riesiges Erwerbsfeld war gefunden, neuer Ruhm und neue Unsterblichkeiten taten sich auf.

In diesen Tagen wird sich eine neue Wendung im Filmgeschäft vollziehen. Die Reichsfilmmänner hat in der Person von Professor Dr. Böhmig einen neuen Führer erhalten. Böhmig ist Nationalökonom, das deutet vielleicht darauf hin, daß der deutsche Film zunächst einmal wirtschaftlich andere Grundlagen gestellt wird. Filmproduzenten und Theaterbesitzer halten, um eine Senkung der Eintrittspreise zu ermöglichen, eine Senkung der Filmgagen für erforderlich. „120 000 Mark Gage für Hans Albers, die sind eben nicht mehr drin“, sagt ein Gewaltiger der ländlichen Friedrichstraße. Während der blonde Hans leuchtend die blauen Augen aufschlägt und sagt: „Ich weiß gar nicht, was Ihr immer von meinen hohen Gagen wollt. Da ich unbewußt bin, könnt Ihr Euch ja einmal ausrechnen, was ich allein für Steuern aufbringe!“ Auch die andern verdienen ja ganz hübsch. Mittlere Darsteller können daraus rechnen, pro Tag 200 Mark im Film zu verdienen, wenn sie einen Abschluß für den ganzen Film machen, kommen sie auf 10 000 Mark. Das ist zum Beispiel die Gage, die Hilke Hilbrand für ihren letzten Film erhielt. Die Filmproduzenten waren bei den letzten Filmen in der Hoffnung auf ein weiteres starkes Anziehen der Filmtonjunktur sehr großzügig in der Bewilligung der Gagen. Mancher hat sich dabei verrechnet und hofft nun auf eine Gagenregulierung von amtswegen. Eine Senkung der Filmgagen würden auch die Sprechtheater sehr begrüßen, weil eine Angleichung der Film- an die Theatergagen doch manchen Darsteller reizen würde, sich wieder mehr der Sprechbühne zuzuwenden. Aber Abele Sandrock hat neulich von einem Varieté ein Angebot erhalten, das ihr für zehn Minuten Auftreten 500 Mark sicherte, das wären im Monat 15 000 Mark. Sie hat es abgelehnt. „Ich bin eine alte Frau, die gar keine Verwendung für so viel Geld hat. Sagen Sie dem Direktor, er soll dafür lieber zehn junge tüchtige Artisten engagieren, da hat das Publikum mehr davon, als wenn es mich alte Ruine sieht.“ Also sprach Abele und bewies damit mehr Herz und Verstand als bei attraktiveren Schaubühnenbestimmern zuweilen vorhanden ist, die sich auch nicht scheuen „Die Lieblingsfrau des Kaisers von Bessinen“ auf den Zettel zu setzen.

Der Berliner Bär.

Heitere Ecke

Verluste

„Zehntausend Mark habe ich durch den Schwindler, der da drüben geht, verloren! Ich lieferte ihm neulich einen großen Posten Ware, und einen Tag später machte er Konkurs!“

„Aber du hast doch sicher die Ware zurückbekommen?“

„Allerdings — aber was soll ich denn mit dem Kram anfangen?“ (Dagens Nyheter)

Dialog

„Es gibt doch viel Dummköpfe auf der Welt!“
„Ja — und es gibt sogar noch einen mehr, als du glaubst!“ (Eckstrahl)

Ferienereinerungen

„Ein gebildeter Mann war er jedenfalls nicht“, erzählt die hübsche Ulla ihrer Freundin, „denke nur, er hat mich mindestens zehnmal geküßt, bevor er sich überhaupt vorstellte!“ (Karikaturen)

Ganz in der Ordnung

„Was hat denn Tante Eulalia ihrem Neffen Fritz vermahnt, der Jahre lang vorgab, ihre Kassen so gern zu haben?“
„Die Kassen!“ (Mie et Rac)

Ausgleich

„Sie haben meine Frau beleidigt, mein Herr! Ich verlange Genugtuung!“
„Bitte sehr! Dort drüben sitzt meine Frau, nun können Sie sie beleidigen!“ (Passing Show)

Eine gute Gabe

Zu dem alten Busse kam ein Mann, zog mit bescheidenem Gesicht ein Papier aus der Tasche und sagte höflich: „Entschuldigen Sie vielmals, mein Herr, würden Sie die Güte haben und für einen edlen Zweck einen Beitrag stiften? Es handelt sich um ein Heim für unheilbare Trinker!“

Busse erhob sich langsam, ging an seinen Schrank und fragte: „Um, ja, was möchten Sie denn lieber haben, eine Flasche starken Rum oder eine Flasche alten Brantwein?“ (Mie et Rac)

Inspektion

Die Soldaten sind aus dem Kasernenhof angezogen. Der Hauptmann schreitet die Reihen ab. Vor dem Rekruten Meier, dessen blonde Tolle bedenklich weit unter der Mütze hervorsteht, wird halbgemacht: „Dieses Haar hätte schon vor langer Zeit geschnitten werden müssen!“

„Derr Hauptmann“, sagt Meier, „dieses Haar ist vor langer Zeit geschnitten worden!“ (Neerlandia)

Noch zu teuer

Der Bestker der Reparaturwerkstatt betrachtet kritisch das Auto, das er wieder in Ordnung bringen soll: „Wieviel haben Sie denn für den Wagen gegeben, mein Herr?“

„Fünfen gesagt, ich habe ihn von einem Freund gekauft bekommen!“

„So, so“, brummt der Fachmann, „da hat man Sie aber ordentlich übers Ohr gehauen!“ (Postifien)

Anekdoten

Eines Abends, als Lord George in einer Versammlung feindlicher Suffragetten sprach, erhob sich eine der Frauen und sagte gereizt: „Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Ihnen Gift geben.“

Lord George, dessen Schlagfertigkeit man kennt, antwortete sofort: „Bereubter, wenn ich Ihr Mann wäre, würde ich mich selbst vergiften.“

In einer Unterredung mit dem General Mc. Clellan tadelte Lincoln die Politik des Generals.

Verärgert sagte der General endlich zu Lincoln: „Ja, halten Sie mich denn für einen Narren?“

„Durchaus nicht“, antwortete Lincoln ruhig. „Aber dann fügte er mit einem trockenen Lächeln hinzu: „Ich kann mich natürlich auch irren.“

„Ein Fenster sollst du dran machen, obenan, eine Elle groß. Die Tür sollst du mitten in seine Seite setzen. Und soll drei Boden haben, einen unten, den anderen in der Mitte, den dritten in der Höhe.“ Er wusch sich den Schweiß von der Stirn und stöhnt: „Drei Boden! Das ist ja wie bei einem modernen Schlachtenkreuzer.“

Gegen Mitternacht wird der Kasten fertig. Er kann lange nicht einschlafen und schwimmt im Traum in einer unendlichen Sintflut umher, ohne ertrinken zu können. Am Morgen packt er die Arche Noahs in die „Berliner Illustrirte“ und trägt sie sorgfältig unter dem Arm zur Schule. Dort empfängt ihn ein großes Hallo und viele Kinderarme stecken ihm eine Menge exotischer Tiere entgegen. Einige haben in ihrer Begeisterung sogar lebende Tiere mitgebracht. Frösche, Mäuse und einen Star. Die Mäuse läßt er zunächst mal laufen, während die Frösche ohne größere Gefahr an der Sintflut teilnehmen dürfen.

Die Stunde beginnt mit einem theoretischen Teil. Der junge Lehrer will zunächst mal wissen, was Sünde ist. Auf seine Frage, wer schon mal gesündigt habe, meldet sich erstaunlicherweise niemand. Erst wie er die Frage zurückhaltend verallgemeinert, heben sich schüchtern einige Hände.

Der kleine Erich meint, die Sündhaftigkeit der Leute habe darin bestanden, daß sie immer mit Steinen die Fenster eingeschmissen hätten, aber ein Größerer belehrt ihn sofort: „Mensch, damals gab es doch noch kein Glas!“ Karl ruft: „Sie haben immer Nessel aus dem Paradies gestohlen, auch Birnen und Pfäumen!“ Er ist ganz entrückt. Martin meldet sich: „Sie haben den Mädchen immer in die Waden gekniffen, und diese haben dann laut geschrien.“ Und nun noch Fritz: „Sie haben mit Kastanien und Federn gekloppt.“ Und ein kleines, pausbackiges Kerlchen beschließt den Reigen der kindlichen Sündenauflistung: „Sie sind in der Scheune immer vom Strohhaufen herunter-

gerutscht“, und wie er sieht, daß der junge Lehrer bloß lächelt, würgt er ein paar Mal und sät stotternd hinzu: „... und — und haben auch Bi-garetten im Wald geraucht!“

Der junge Lehrer sagt, daß die Leute viel schlimmere Sünden begangen hätten als alle hier genannten. Dann geht er zum praktischen Teil des Unterrichtes über. Ein paar Jungen helfen ihm eine mit Regenwasser gefüllte Tonne in das Klassenzimmer schleppen. Dann schreitet er stolz auf den Schrank zu und wickelt den sagenumwobenen und in manchen Religionsgesprächen bei umfrittenen Kästen aus der „Berliner Illustrirten“. Die Spannung der Kinder ist aufs höchste gestiegen. Man könnte eine Stecknadel fallen hören, so still ist es. Dann wird die Arche mit einem Jubelgeheul begrüßt.

Alle Tiere aus Papp wandern nun stumm in den Kasten, zuletzt der Laubfrosch, der aber durch seine wilden Sprünge eine schreckliche Verwirrung unter den exotischen Raubtieren anrichtet. „Lufen schließen!“ befiehlt der junge Baumeister. Und das Wasser steigt.

Es ist ein feierlicher Augenblick, wie sich die Arche langsam von einem markierten Reffen hebt und zu schwimmen beginnt. Atemlose Stille herrscht. „Die sündigen Menschen müssen jetzt alle ertrinken“, sagt der junge Lehrer leise. Wie ein stolzes Schiff liegt der schmale Kasten auf dem ebenen Wasserpiegel. Da — was ist das? Die Arche neigt sich langsam nach der rechten Seite hinüber.

„Sie sinkt!“ rufen viele Kinderstimmen durcheinander, und eine große Bewegung entsteht. Der junge Baumeister ergreift in seiner Verlegenheit die Böden bei ihrer papiernen Mäntel und schleibt sie auf die linke Seite hinüber, dann auch die Kammele und Elefanten. Alles vergebens! Das Gleichgewicht ist nicht wieder herzustellen. Mit gurgelndem Schall bahnt sich das Wasser den Weg durch

die Dünen. Die Kinder hören im Geiste das furchtbare Todesgebrüll der Raubtiere. Langsam und majestätisch sinkt die Arche tiefer und tiefer.

Wie sie auf dem Grunde der Wanne liegt, tut sich eine Seitenluke auf, und zu allgemeiner Ueberraschung hüßt der Laubfrosch heraus. Er blinzelt mit seltsam glänzigen Augen auf den Kästen, von dessen Bedeutung für das Menschengeschlecht er keine Ahnung hat. Ja, es ist nicht so einfach, gut und anschaulich zu unterrichten. Der junge Baumeister ist mehr traurig und verlegen und denkt an die vielen Raubbauer am Strom, deren Röhne auch im größten Sturm über das Haff segeln.

Die Wanne wird ausleert. Fritz bekommt den wieder geborenen Kasten Noahs geschenkt. Das Merkwürdigste aber ist, daß der junge Lehrer dieser Arche noch oft begegnet, wie sie unter Frikens Obhut am Stromufer schwimmt. Wirklich schwimmt, das ist ein Wunder. Und er denkt: „Hier sind schon die kleinen Jungen geborene Raubbauer.“

*

Wir sitzen gemütlich beim Kaffee, Besuch ist da. Plötzlich springt Tante Ella auf: „Am Gotteswillen, ich muß ja meine Eier umbrehen!“ Und stups ist sie hinaus, und man hört sie die Treppe zum Boden emporstürmen. Unfel Karl ist vor Schreck die kostbare Zigarre aus den Fingern gerollt und liegt nun unter dem Tisch. Er schimpft erbärmlich. „So geht es hier seit Wochen und wahrscheinlich noch den ganzen Winter durch. Alle Augenblicke muß sie ihre Eier umbrehen!“

Ja, Tante Ella ist vorzüglich. Sie hat sich einen großen Eiervorrat für den Winter zurückgelegt. Wer kann wissen, was in diesen unsicheren Zeiten passiert, und ob die Hühner in diesem Winter überhaupt noch legen werden. Die Kartoffeln werden teurer, weil die Italiener sie ankaufen. Vielleicht interessiert man sich in Adis Abeba für memeländische Eier. Kurzum, es ist nicht ausndenten,

welche Gefahren uns begegnen können, und es ist gut, wenn man wie Tante Ella alle Möglichkeiten strategisch überfliegt.

Und so hat sie ihren großen Eiervorrat in viele Kästen getan und jedes Ei sorgfältig in Zeitungspapier verpackt. Jawohl, Zeitungspapier muß es sein, und am besten vom „Memeler Dampfboot“, sonst halten sich die Eier nicht. Erklären kann sie das nicht, es ist ein Mysterium, aber sie glaubt daran. Die einzige Arbeit — die Eier müssen oft gedreht werden, damit das Eidotter bald auf die eine, bald auf die andere Seite zu liegen kommt und sich nicht an den Innenwänden des Eies scheuert oder gar anklebt. Ist ja auch verständlich!

Für drehen und ja auch im Schlaf. — Und so dreht Tante Ella unermüdlich ihre Eier. Am Morgen, am Abend, am Mittag, auch am Sonntag, und kein Fuß klickt schrecklicher durch das Haus als ihr: „Am Gotteswillen, ich habe ja ganz vergessen —“

... die Eier zu drehen“, vollendet Onkel Karl mit tiefem Haß und mit wehleidigem Gesicht. Er ist ganz abgemeldet. Alle ihre Sorge gilt nur noch ihren Eiern. „Rege sie doch in Wache oder in Schlaf“, schreit er, „damit man mal Ruhe hat und nicht selbst noch ganz verdreht wird von dem vielen Eierdrehen.“ Aber Tante Ella sammelt Zeitungspapier und Eier und legt sie mal auf den Rücken und mal auf den Magen. Kein Mensch würde das bei einem Säbner unterscheiden können, wo unten und wo oben ist. Tante Ella weiß es ganz genau, es ist erstaunlich.

„Zum Essen sind sie ja nicht, aber zum Kuchenbaken“, meint Tante Ella. Und so werden wir denn zu Weihnachten herrlich duftende Kuchen aus den gedrehten Eiern auferstehen sehen — wenn das Zeitungspapier gehalten hat, das Eidotter nicht an die Innenwand angeklebt ist und Tante Ella nicht doch alles verdreht gedreht hat. Sonst gibt es eine Katastrophe, und sie muß alle nach China schicken. —

Einzelgänger / Plauderei von Richard Tabien

Früher nannte man sie wohl Originale, und auch jetzt sind sie noch nicht ausgefallen. Nur treten sie im brausenden Geschehen unserer Zeit nicht mehr so in Erscheinung, wie vor einem Menschenalter.

Sonderbare Kostgänger unseres Herrgotts sind es mitunter, aber wer sie und ihr Treiben genau betrachtet, findet neben viel unwillkürlichem Humor auch manchen Zug, der zum Nachdenken anregt. Hinter jedem Original liegt wohl ein Mißverständnis oder gar ein verlorenes Leben.

Se fikt

In der Vorstadt am Kanonenweg im wehrhaften, wasserumflossenen Straßland wohnte er, der alte „Se fikt“. Seinen richtigen Namen kannten wohl nur wenige, aber die ganz Alten werden sich seiner noch mit Schmunzeln erinnern. Viele Jahre hatte der alte Junggeiz mit seiner Barke die Meere gekreuzt und sich dann in der Vaterstadt ein bescheidenes Häuschen gekauft. Aber bald plagte die Langeweile den abgedankten Kapitän, und er begab sich auf Entdeckungstour in die innere Stadt. Als Mann der Ordnung sah er vieles, was ihn nicht erbaute. Hier war das Pflaster schadhast, dort standen ungerechtfertigte Wasserläden und die Anlagen waren durch weggerollenes Stullenpapier verunziert. Mißbilligend schüttelte er den Kopf über das lärmende Treiben der Schuljugend, und das aufreizende Klappern ihrer Holzpantoffeln auf den Bürgersteigen ärgerte ihn maßlos. Dann setzte er sich zuhause hin und verfaßte Eingaben und Beschwerden an den Magistrat, die Schulbehörde und sogar an die hohe Regierung. Anfangs ging man seinen Beschwerden nach, aber als es sich herausstellte, daß man es nur mit einem harmlosen Mörtel aus Dagerweide zu tun hatte, wanderten seine Briefe einfach in den Papierkorb. Als er das endlich merkte, wurde er persönlich. Er stellte den Bürgermeister auf der Straße. Er mahnte die Hausbesitzer, etwa abgefallenen Hausputz zu erneuern und vor allem schalt er mit der Jugend, wenn sie nach Schluß schwanzend und mit den Pantoffeln klappernd durch die Straßen tollte.

Der alte Kapitän hatte auf einer seiner Fahrten durch Unfall das rechte Auge verloren und trug darüber eine schwarze Binde. Wenn er nun etwas genau beobachten wollte, was dem lebenden Auge abgesehen war, dann mußte er eine Stellung einnehmen, die bei seiner ohnehin grotesken Gestalt ungemein komisch wirkte, und bald hatte man das allgemein spitz bekommen. Wenn er an einem Neubau vorüber ging und stehenbleibend die bekannte schiefe, von unten beobachtende Stellung einnahm, dann scholl es irgendwo vom Gerüst herunter: „Se fikt“, und wie auf Kommando rasteten die Kellen der Maurergesellen. „Se fikt, he fikt“, riefen helle und grobe Stimmen, bis der Alte ergrimmt davonlief. Als aber erst die Schulkinder dahinter kamen, hatte der alte Weltverbesserer nichts mehr zu lachen. Hinter jeder Strakenede standen ein paar Rangen und sobald der Alte nachte, johlte und kicherte es ihm entgegen: „Se fikt, he fikt“. Während setzte er sich dann in Trab, um mit hochgeschwungenem Krüdstock die lachend ausreißenden Bengel zu verhalten, die aber trotz ihrer Holzpantoffeln doch stiller waren als er. Dann rannte er wutbeud zum Rathaus, um dort höchstpersönlich seine Beschwerde zu Protokoll zu geben. Gutmütig, aber heimlich lächelnd willfahrte ihm der Beamte. Aber man kann sich vorstellen, daß auch dieses Protokoll dem Papierkorb anheimfiel. Doch der alte Seemann war nicht kleinzigig. Vielleicht half ihm auch die feste Aufregung über die Langeweile seiner Tage hinweg, denn unentwegt nörgelte er weiter. Ebenso unentwegt

folgte ihm der Schlächtruf der Strakenjugend und das aufreizende Klappern ihrer Holzpantoffeln, bis er einmal ganz aus dem Strakenbild verschwand und auch sein linkes Auge für immer schloß. Requiescat in pace.

Der Grobian

Auf der Stubbenkammer, dem herrlichen Aussichtspunkt der Insel Rügen, befindet sich heute eine moderne Gaststätte, die allen Ansprüchen unserer Zeit vollaus gerecht wird. Vor einem halben Jahrhundert stand dort ein altes Fachwerkgelände in ländlichem Stil, in dem zwar auch eine Gastwirtschaft betrieben wurde, aber bei dem damals noch nicht sehr regen Verkehr konnte der Wirt auf keinen grünen Zweig kommen. Das Gasthaus gehörte dem Staat und der Pächter mußte nicht nur eine ziemlich hohe Pacht zahlen, sondern er war auch verpflichtet, die Bauarbeiten auf seine Kosten angemessen instand zu halten. Damit bies auch wirklich geschah, kam zu bestimmten Fristen, wie es bei den Staatsdomänen üblich ist, ein höherer Beamter der Staatsverwaltung auch nach der Stubbenkammer.

Dieser Revisor war seit vielen Jahren ein alter jovialer Regierungsrat, der gern ein Auge zu drückte, wenn der Wirt, der alte Holtreter, seine Pflichten nur mangelhaft erfüllte hatte.

„Herr Regierungsrat“, sagte dann der Alte, „ab und hin kommen ja wohl auch ein paar Badegäste aus Sahnitz zu mir, aberst wenn sie sich durch meinen Kieker die Offsee befuckt haben, demso sagen sie „Schön Dank“ und spazieren durch die Stubbenitz nach dem Herbfasee oder so, aberst mein Bier und meine anderen schönen Sachen können verlaunern.“

„Ja, mein Lieber“, erwiderte ihm einmal der Herr Rat, „Sie müssen die Leute zu unterhalten suchen. Sie sind doch nicht auf den Kopf gefallen und besitzen eine ganze Portion Mutterwitz. Ich kenne in Berlin einen Gastwirt, den sie den groben Gottlieb nennen. Dieser Mann sagt seinen Gästen

hanebüchene Grobheiten, — er sieht sich natürlich seine Leute an, — und ich kann Ihnen sagen, seine früher ganz unrentable kleine Kneipe wird jetzt geradezu als Sehenswürdigkeit von Fremden aufgesucht und der grobe Gottlieb ist ein wohlhabender Mann geworden.“

Diese Lehre ließ sich dann auch der alte Holtreter durch den Kopf gehen, und in ganz kurzer Zeit hatte es sich herumgesprochen, daß man auf der Stubbenkammer neben der schönen Fernsicht stets ein gutes Glas Bier, ein appetitliches Essen und ebendrei noch ein Original von grobem Wirt genießen konnte, der einzig in seiner Art sei. Natürlich suchte sich auch der alte Holtreter seine Leute aus, von denen er voraussetzte, daß sie ihm ernstlich nichts läbel nehmen würden. Gegen Damen zeigte er stets den aufmerksamen, höflichen Wirt und seine weißen Hemdärmel, seine blaue Wirtsschürze glänzten in peinlichster Sauberkeit. Durch sein großes Fernrohr konnte er schon von weitem die zu ihm heraufsteigenden Gäste beobachten, und sobald er eine Gesellschaft erblickte, von der er annahm, daß sie seine Grobheiten nicht als Anpöbelung, sondern als das, was sie bezwecken sollten, ansehen würde, eilte er flugs in sein Schlafzimmer und warf sich in die „grobe Kluft“. Die bekrand aus einem uralten, vielfach geflickten und leerbesetzten Seemannsanzug und groben Nageltiefeln, in deren luschigen Schäften die Hufe steckte, während er über den Kopf eine sogenannte Pottmütze stülpte. So ausgerüstet empfing er die Ankommenden, und diese verließen erst nach stundenlangem Sitzen, aufs höchste durch die originellen Dreifügigkeit des Wirts erheitert, das alte Gasthaus, und ihre Berichte zogen immer wieder Neugierige nach. Holtreter aber klimperte vergnügt mit den Silberlingen in seiner Tasche und segnete den Wirt des Regierungsrats.

Nun ereignete es sich, daß zu der Zeit, als die übliche Revision stattfinden sollte, der alte Regierungsrat in Urlaub weilte und ein junger Assessor, der aber in den Gehaltsstufen Holtreters längst eingeweiht war, die Besichtigung vorzunehmen hatte. Im hellen mobilischen Touristenanzug, sein Stöckchen wirbelnd, spazierte der Herr Assessor also

eines schönen Morgens den Berg hinauf zur Stubbenkammer, wohl vorbereitet, den Alten aufs Glatteis zu führen. Holtreter hatte den seinen Herrn natürlich längst erkannt und seiner Meinung nach richtig eingeschätzt. Als der Assessor auf der Plattform angelangt war, sah an einem der Solastische ein wäster Kerl, den wirren Graukopf mit der Pottmütze auf die behaarten Riesenfüße gestützt und glockte bösbärtig den Fremden an. Der Assessor betrachtete ernsthaft den wilden Mann und sagte dann im schönsten Leutnantschmarren: „Se, Sie da, Sie scheinen ja wohl der Hausknecht von diesem alten Stall zu sein, schwirren Sie mal ab und besorgen Sie mir ein recht gutes Glas Bier.“ — Da erhob sich der Alte in seiner ganzen Riesengröße und schaute den Gast an: „Gustknecht, was, ist Gustknecht? Un ollen Stall und Beer? Ich bin süßen de Wirt, un dat hier in kein Stall nich, sondern ein königlicher Gasthof.“ Damit stampfte er schwerfällig ins Haus, während der Assessor sich schmunzelnd niederließ. Nach einer geraumen Zeit erschien der Alte wieder, knallte das schäumende Bier vor dem Gast auf den Tisch und grunzte: „Dor is dat Beer, abersten sone junge Lüüd möten Bottermelk drinken, denn so behollen se immer en floren Kopp.“ Damit setzte er sich an den Tisch und stierte vor sich hin, ohne auf alle Anspaltungen des Gastes ein Wort zu erwidern. Bis dieser sagte: „Na, hören Sie mal, guter Freund, man hat mir erzählt, Sie sagten Ihren Gästen immer so originelle Grobheiten, aber bis jetzt habe ich noch nichts davon gemerkt.“ Da schmetterte Holtreter die Faust auf den Tisch und schrie seinen Gast an: „Dunn habb ich veel to dohn, wenn ich jedwerelinen Rümmerdreier un Lusangel ne Gromheit maken wull.“

Der Assessor wäre fast erstickt vor innerem Lachen, aber sich zur Ruhe zwingend, zog er ein amtliches Papier aus der Tasche und hielt es dem Alten unter die Nase. Holtreter fiel beinahe auf den Rücken, als sein Gast sich damit als der schon längst erwartete Revisor entpuppte. Aber dieser klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter, und bald saßen beide hinter einem gediegenen Frühstück im „Königlichen Gasthof“ und lachten um die Wette.

Drei Tage mit Klaus / Novelle von Edith Ziebert

Als Dorothee am Eingang des Strandbades ihre Karte löste, überfiel sie die Vorfreude auf den heutigen Tag wieder so heftig, daß sie, von dem süßen, schwindlichen Gefühl befangen, wenige Augenblicke einen Halt suchen mußte. Seit gestern dachte sie unausgesetzt an Klaus, und immer von neuem spürte sie die Erinnerung an ihn wie einen dumpfen Schlag aufs Herz. Wenn man erwog, daß diese zwar immer noch entzündend und jung aussehende Dorothee die Dreißig schon überschritten hatte und Klaus schätzungsweise wenig über zwanzig sein konnte, so schien das ziemlich unverständlich — beinahe lächerlich.

Aber da tauchte seine lange, auferordenlich gut gewachsene Gestalt in braunem Trikot schon an der breiten Treppe auf. Mit wahren Indianergeräusch stürzte er herbei und nahm Dorothee das lustig getupfte Babelöffchen aus der Hand.

„Endlich!“ rief er, und es klang beglückend vorwurfsvoll, „Sieben Minuten darüber!“ Er murmelte noch etwas, aber seine Augen strahlten.

Klein und knabenhaft schmal lief Dorothee neben ihm her und wagte nicht, ihn anzusehen. Sie schämte sich sehr, daß sie so gar nicht vernünftig war. Selbstverständlich hätte sie dieser trüben, aber so lockenden Verabredung fernbleiben müssen! Eine helle Röte stieg ihr ins Gesicht. Klaus lenkte sie von ihrem innerlichen Widerstreit ab. „Sie

müssen heute mit mir schwimmen“, sagte er und sah aus seiner stattlichen Höhe voll Zärtlichkeit auf sie herab, „das Wasser hat gute Temperatur!“

„Ich kann gar nicht schwimmen“, gestand sie kleinlaut.

„Was?“ Er starrte sie so entsetzt an, als ob sie gesagt hätte, sie könne nicht lesen und schreiben. „So etwas gibt es noch? Sofort werden Sie es bei mir lernen!“

„Ich habe schon oft versucht, es zu lernen. Es ist so schwer!“

„Wasserscheu sind Sie“, sagte er strafend, „und faul obendrein, meine angebetete Dorothee. Aber den ganzen Tag im Liegestuhl wie gestern — kommt heute gar nicht in Frage. Jetzt kenne ich Sie schon näher. Da bleibt die falsche Höflichkeit weg.“

„Schabel!“ Sie lächelte leise. „Gestern glaubte ich, dem besterzogenen jungen Mann begegnet zu sein.“

„Stimmt auch — aber eben einem Mann!“

Während sie sich in der Kabine eilig den Badeanzug anzog, einen ganz neuen, orangefarbenen, von dem die Verkäuferin behauptet hatte, daß er wegen der gleichen Farbe zum Haar raffiniert aussehenden würde, waren plötzlich alle Sorgen, die sie in den letzten Tagen so bleischwer belastet hatten, vergessen. Ueberhaupt: seit heute morgen hatte Dorothee mit keinem Gedanken mehr den Bühnen-

nachweis berührt und die Zweifel, ob Zimmermann das Engagement für Hamburg beschaffen würde. Seit Klaus da war, schien alles andere wefsenlos.

Sehr grade und bezaubernd grazil anzusehen, lief Dorothee hinunter zum Strand. Klaus sah auf der Brüstung der Wandelhalle und sah ihr entgegen. „Wie eine kleine Flamme kommen Sie angeschwommen!“ sagte er, sprang auf die langen Beine und legte den Arm fest um Dorothees Schultern. „Und heute müssen Sie eisgekühlte Milch-Brüderchaft mit mir trinken, ja?“

„Eisgekühlte gern!“

„Das gilt lediglich für die Milch, möchte ich bemerken!“

Dorothee wurde sehr ernst. Still ging sie neben ihm her. Von der Seite beobachtete er sie. Ganz unversehens nahm er sie um die Taille, schwenkte sie hoch in die Luft, und ehe sie es hindern konnte, küßte er sie auf den Mund, als er sie wieder zu Boden gleiten ließ.

„Nicht schimpfen!“ bettelte er sogleich.

Dorothee schluckte heftig an emporsteigenden Tränen. Eine große Traurigkeit war plötzlich über sie gekommen. Wie jung er war, wie wundervoll unbekümmert! „Ich bin 35 Jahre“, dachte sie trübe, „an sich kein Alter — aber wenn man Klaus liebt, tut es so weh, daß man nie wieder zwanzig sein kann.“

Er hatte inzwischen den Mann mit den Milchgefäßen entdeckt, und so tranken sie Brüderchaft. Nachher liefen sie Hand in Hand über den Strand

Gute Bekannte / Humoreske von Hanns Sörensen

Helsingör ist eine zauberhaftschöne Stadt. An einem wundervollen Herbstabend sieht man am offenen Sund, raucht in Frieden seine Zigarette, schaut der mächtigen Automobilfabrik nach, die nach Schweden dampft, und rings herum plätschern die harmlos-munteren Gespräche des aus Kopenhagen herübergekommenen Badepublikums.

Ich spaziere zum Vergnügungspark am Meer, lasse Schloss Kronborg rechts liegen, nehme gerade den Kurs auf den Strandzug und bleibe plötzlich stehen, als ein silbernes Frauenlachen an mein Ohr klingt. Manu, die brünette Dame da drüben — aber nein, es muß ein Irrtum sein! Oder doch nicht? Auf jeden Fall deutet ihr Mann, der bei seinem Glase Bier daneben sitzt, ohne weiteres auf einen leeren Stuhl und sagt: „Das ist meine Frau! Nett, daß ich Sie mal wieder treffe. Ist 'n bißchen lange her, nicht wahr?“

Ich nicke automatisch, ziehe den leeren Stuhl heran und überlege krapfhast, wo ich den Mann kennen gelernt haben könnte. In Schweden? In Dänemark? In Norwegen? Zu lieber Himmel, die Welt ist groß, und es gibt so viele Leute, mit denen ich mich in Gespräche eingelassen habe. Besonders in dem kleinen, launigen Dänemark kann man es nicht vermeiden, in die dröcklichsten Unterhaltungen des sehr unternehmungslustigen Publikums verwickelt zu werden.

„Was trinken Sie?“ fragt mich der Mann. „Danke!“ antworte ich zerstreut. „Ein kleines Pilsner vom Fass!“

Die junge Frau — hoppla, ist sie denn überhaupt noch jung? — nicht mir freundschaftlich zu, und ich sehe, daß sie leuchtende braune Augen hat. Sie nippt an einem Gläschen Sekt, und wenn sie ihren Mund öffnet, um zu plaudern, ist man versucht, sich beim Klang der warmen Stimme beinahe reflexlos zufrieden zu fühlen — nur tut man gut, nicht so genau hinzuhören, was sie eigentlich sagt. Tja, was kann man erwarten von einem solchen wundervollen Herbstabend am offenen Dersund? Die Schiffe, die von der Küste Schwedens herüberkommen, haben bereits ihre Laternen angezündet, und gegenüber von uns, schräg nach Nordosten, funkelt das stolze Lichtermeer Helsingör.

Ich weiß nicht mehr genau, wie es weiterging — aber an einmal ertappte ich mich dabei, daß ich zugestimmt hatte, das nette Ehepaar nach Hause zu begleiten und in Kopenhagen, das ja auch mein Ziel war, noch ein paar kleine Whisky-Sodas zu genehmigen. Wir spazierten zu Fuß zum Bahnhofs-Expres und eine Stunde später zum Nordjälländ-Expres seine Passagiere auf dem Kopenhagener Hauptbahnhof aus. „Wir wohnen drauen in Sallerup!“ lächelte mich die brünette Frau an. „Du nimmst doch wohl ein Taxi, Christian?“ Der Mann nickte stumm. Eine Viertelstunde später sahen wir in der kleinen, nebenbei bemerkt sehr reizenden Villa an der Straße nach Dröbrup und brachen einer Flasche schottischen Whisky den Hals.

Der Mann tat immer noch so, als kenne er mich seit vielen Jahren. Leider hatte ich keinen ver-

stohlenen Blick auf das Türschild werfen können, da es vor dem Hause dunkel war. Ich profetete den beiden zu, nippte am Whisky und überlegte krapfhast, was mit dem Ehepaar eigentlich los war. Ich konnte doch jetzt, nachdem ich solange mitgemeint hatte, nicht sagen, daß ich mich nicht mehr bekamte ihm. — Es war verflut unangenehm. Eine Weile schnüffelte ich in den Büchern an der Wand herum, es befand sich aber kein Name drin. Dann starrte ich auf den Papierkorb, aber der war leer und hätte wohl auch andernfalls kaum seine Geheimnisse verraten. Schließlich hob ich mein Glas und sagte nach alter Kopenhagener Umgangs-sitte: „Na, Steal, Petersen! Wohl bekomm's!“

„Petersen!“ lächelte die Frau vergnügt. „Ich sehe, daß Ihr Euch schon so hr lange kennt. Früher nannten die Freunde meines Mannes ihn immer Petersen.“

„Und heute?“ fragte ich, blitschnell eine Emcee erspähend.

Doch Kuchen! „Heute sagen sie alle Dufelchen zu ihm!“ antwortete die Frau. „So alt ist er aber eigentlich noch gar nicht.“

„Nein, so alt ist er noch nicht“, murmelte ich ver-zweifelt und griff wieder zum Whisky. Weiß der Teufel — da gefiel mir doch die deutsche Sitte, daß man sich gegenseitig in aller Form vorstellt, besser, aber der Kopenhagener ist in dieser Beziehung genau so rücksichtslos wie der New Yorker und der Mann aus London. Als ich ging, wagte ich schließlich den großen Vorstoß, verbeugte mich noch einmal dankend und sagte lächelnd: „Gestatten Sie, daß Herr Sörensen sich empfiehlt!“

Der Mann aber lächelte nur zurück und meinte so ganz obenhin: „Na, Bekannte wie wir haben es

eigentlich nicht mehr nötig, sich immer wieder beim Namen zu nennen —“

Als ich nachts um eins glücklich in der kalten Nachtlust stand, fühlte ich, daß es wahrhaftig höchste Zeit war, sonst hätte ich noch einen Todesfallsanfall erlitten. Du lieber Himmel, ließ sich denn gar nicht ermitteln, mit was für Reuten ich die übliche Kopenhagener „Königbekenntschaft“ geschlossen hatte? „Kommen Sie wieder, alier Jungel!“ sagte der Mann zum Abschied, und dann warf er eine Telephonnummer hin, die ich eben so schnell vergaß. Ich überlegte fieberhaft. Waren die Leute vielleicht Dichter, Musiker, Bildhauer, Beamte? Ausgeschlossen! Schon eber Großhändler einer unbestimmten Branche, vielleicht Fische oder etwas Nehrliches. Wer konnte es wissen? Als ich kein Licht mehr bei meinen Gästen sah, schlich ich mich auf Zehenspitzen zum Hause zurück und beugte mich über das kleine metallene Namensschild, das ich beim Scheine eines Streichholzes genau betrachtete.

Da stand der Name — jamohl, und was für ein Name! Es war der Mann, den ich einmal unbekannterweise schriftlich um sein Urteil gebeten und der vor einem Jahre meinen ersten Roman in Grund und Boden verriß und mir geschrieben hatte, daß ich es vielleicht doch einmal mit einer anderen Gattung Dichtung versuchen sollte, beispielsweise Wasserleitungsabteilung. Und dieser Mann bekam von mir einen Brief in dem es hieß: „Sollten Sie mir aber einmal persönlich über den Weg laufen, dann empfehle ich Ihnen, sich vorher sorgfältig sämtliche Knochen zu nummerieren!“

Ich rufe die Welt als Zeugen dafür an, daß ich an diesem Bruch meines Besprechens unerschuldig bin. Aber was will man an einem wundervollen Herbstabend am Dersund anderes tun? — — —

... fuchten an den einander Stellen nach Krebser. Spät nachmittags fuhren sie nach der Stadt zurück. Klaus war bestürzt, daß er keine Aufnahme von Dorothee hatte machen können. Den Photoapparat hatte er in der vergangenen Woche im Autokas zu liegen lassen.

„Ich schenke dir ein schönes, großes Bild von mir“, tröstete sie ihn.
„Schaukastenbilder mag ich nicht“, lehnte er ab, „ich will lebendige Fotos für meine Erinnerungen.“

„Erinnerungen?“ fragte sie leise. „Hast du denn so viel?“
Er sah an ihr vorbei. „Ein paar schon —“ sagte er leicht hin.

„Ich sollte aussteigen und ihn niemals wiedersehen“, dachte Dorothee plötzlich. „Er ist viel zu hübsch! Was kann mir diese Freundschaft bringen? Nur Enttäuschungen — und daran habe ich gerade genug.“

Aber als sie sich am Bahnhof von Klaus trennte, hatte sie ihm versprochen, am nächsten Morgen am Potsdamer Luftschiffhafen zu sein, um eine Segelbootfahrt nach Fersch mit ihm zu machen.

Dabei in der hübsch möblierten Wohnung kam etwas von der alten siebigen Nervosität zurück. Post war nicht gekommen. Die Pufffrau hatte nichts über einen Anruf hinterlassen. Dorothee schwankte, ob sie Zimmermann anrufen sollte, entschied sich aber bis morgen zu warten. Lange sah sie im Dunkeln, rauchte hastig unzählige Zigaretten und wehrte sich böse gegen ein tiefes, heftiges Gefühl, das sie zu diesem Jungen zog. Bis sie den Kopf hinterüber sinken ließ und mit zärtlichen Augen von ihm zu träumen begann wie ein junges Mädchen.

Der Tag war strahlend schön. Klaus steuerte das Boot kunstgerecht über die Havel zum Schwielowsee. Ein weicher, ständiger Wind blähte die Segel.

„Du bist die zauberndste Frau, die jemals hier im Boot saß“, sagte er verliebt. „Albatros fühlt das! Er macht ganz verrückte Freudenstürze.“

Dorothee lächelte. „Kleiner Junge!“ sagte sie. Und ganz unvermittelt, mit einer fremden Stimme: „Eigentlich ist es schändlich! Ich bin viel zu alt für dich!“

„Was soll das schon wieder heißen?“ Er kehrte ihr heftig das erhitzte Gesicht zu.

„35 Jahre!“ Sie sah starr an ihm vorbei.
„Ich habe nicht danach gefragt!“ Seine Stimme klang hoch. „Außerdem ist es mir gleichgültig.“ Beide schwiegen. Dorothee sah mit hochgezogenen Schultern. Sie sah sehr hilflos aus.

„Ganz junge Mädchen mag ich sowieso nicht“, sagte Klaus nach einem Weilschen. „Ich hab schon darüber nachgedacht, warum eigentlich nicht. Es ist ganz einfach: ich bin wohl noch nicht alt (sprich: geduldig) genug, um Sinn für andauerndes unmotiviertes Gefühl zu haben.“

„Das tun doch die wenigsten!“ Dorothee war ein wenig beleidigt.

„So?“ Er ließ das Boot treiben und kehrte sich ihr zu. Eine steile Falte drohte wickeln zwischen den hellen Brauen. „In dieser Hinsicht bin ich wirklich ein hoffnungsloser Fall“, sagte er. „Mit einer Frau will ich über alles, was mich bewegt, sprechen können. Hilflose Kinderaugen machen mich dabei nervös. Ich habe sehr viel Erfahrung mit Dorothee — und noch mehr Nachsicht.“ Und während er sich schon wieder abwandte, setzte er noch schnell ein bißchen hinzu: „Nur einmal gab es eine Ausnahme: Juliane — aber die liebte wen anders.“

Als er den Namen der anderen nannte, griff es Dorothee eisig und gewalttätig aus dem. „Eifersüchtig“, dachte sie verstört. „Wenn es so anfängt...“

„Du sollst etwas sagen!“ begehrte Klaus.
„Nebst du Juliane?“
„Nein — nicht mehr! Sie ist außerdem jetzt verheiratet.“

„Ist sie schön?“
„Schön nicht, — eigenartig. Aber du sollst nicht von ihr sprechen. Sie geht dich nichts an. Sie ist mir gleichgültig.“ Und nach einer kleinen Pause hastig: „Ich liebe dich, Dorothee!“

Das kam wie eine Sturzflut über sie. Erschüttert und ein wenig müde schloß sie die Augen. In einem langen und glühenden Schweigen fuhren sie bis Fersch. Als Klaus ihr aus dem Boot half, vermieden beide, einander anzusehen. Erst viel später, als sie in der grauen Dämmerung am Ufer entlang nach Kaputh liefen, sagte er: „Du bist mir noch eine Antwort schuldig, Dorothee!“

„Ja...“ Sie war ein wenig abwesend. Der Gedanke an Zimmermann bewegte sie. Vielleicht hatte er heute telephoniert und sie nicht angetroffen. Wenn man 35 Jahre alt und keine Berühmtheit ist, läuft einem ein Vermittler nicht nach. Ob er wohl etwas wegen Hamburg erreicht hatte?

„Zumindest wirst du freundlicher zu mir sein müssen“, schaltete sich Klaus heftig in ihre Zweifel. „Es ist unverantwortlich von mir“, dachte Dorothee. „Ich zerschlage mir auch das bißchen Zufuß noch unwillig...“ Sie sah in dem matten Dämmern sein schönes Gesicht sehnsüchtig und traurig zu sich geneigt. Ganz langsam legte sie beide Arme um seinen Hals. Zimmermann — Hamburg — Eine unendliche Freude war plötzlich da. Was ist das alles gegen Klaus!

Aber dann war sie wieder allein zu Haus, und von Zimmermann fand sich noch keine Nachricht. Dorothee kämpfte etwas mit sich. Jetzt war es neun Uhr — um zehn Uhr wollte sie Klaus nochmals treffen, um mit ihm irgendwo zu tanzen. Plötzlich nahm sie den Hörer ab und stellte die Nummer von Zimmermann zusammen. Er war selbst am Apparat.
„Gnädige Frau!“ rief er vorwurfsvoll. „Gestern und heute habe ich unausgesetzt hinter Ihnen her telephonierte. Inzwischen hat sich die Sache mit Hamburg anders entschieden. Es tut mir sehr leid.“ Dorothee brachte keinen Ton hervor. Die Knie zitterten ihr. Alles war plötzlich nüchtern und schäbig. Zimmermann räusperte sich. „Ich hätte etwas anderes für Sie“, sagte er. „Aber Sie müßten sich sofort entscheiden. Die kleine Giesebrecht hat nämlich im letzten Augenblick wegen einer guten

Wahlrolle sich von einer Cournee nach Holland loszusagen müssen. Es ist ein ausgezeichnetes Ensemble — sehr ordentliche Bedingungen. Für die Sommermonate bedeutete es eine fabelhafte Chance!“

„Wann müßte ich reisen?“ Dorothees Gedanken waren weit fort, bei Klaus. Ein feines Summen war in ihren Ohren.

„Morgen mittag! Die Sache erstreckt sich übrigens auch über die Winterspielzeit, wenn alles gut klappt. Wenn Sie ablehnen —“. Er schien ein wenig ungeduldig.

„Ich weiß!“ Dorothee mühte sich, ruhig zu bleiben. „Es würde wieder einmal sehr schwer sein, etwas anderes zu beschaffen, nicht wahr? Ich bin keine besonders begabte Schauspielerin — viel schlimmer: ich bin nicht mehr ganz jung. Das wollten Sie doch andeuten!“

„Keineswegs. Aber es gibt unendlich viele, die warten!“

„Gut!“ Dorothee dachte noch immer an Klaus und daran, was werden sollte, wenn sie jetzt nach Holland reiste. Mechanisch setzte sie hinzu: „Morgen früh kann ich im Büro den Vertrag unterzeichnen. Morgen mittag bin ich reisefertig.“

In ihrem alten, blauen Mantel lief Dorothee mit großen Schritten durch die Straßen. Sie ging keineswegs, um mit Klaus zu tanzen. Das lag jetzt sehr weit, fast wie ein Traum, hinter ihr. Drei Tage mit Klaus! Eine ganze schimmernde Kette von glücklichsten Augenblicken, die in der Erinnerung beständig und immer heftiger zu funkeln begannen. Drei Tage mit Klaus — ein Stückchen Le-

ben, angefüllt mit Jugend, Hebermal, Verlangen — aber auch mit Zweifeln, Qualen, Vorwürfen und schmerzlicher Furcht vor dem Morgen.

Dorothee riß den Hut vom Kopf. Sogleich verfang sich der Wind in ihrem leuchtenden Haar. „Wie eine kleine Flamme kommen Sie ange-schnell!“ Hübsch hatte er das gesagt! Aber eine kleine Flamme war so schnell erloschen. Wie, wenn er später eine Frau traf, die war wie Juliane: jung, verständnisvoll, begehrenswert — und es gab dann eine Dorothee, die keineswegs verzichtet wollte.

„Es ist sehr gut so!“ sagte Dorothee ganz laut. „Heute hängt für mich nur das Sera daran, morgen vielleicht das ganze Leben.“

Sie stülpte ihren Mantelkragen hoch und lief in weitem Bogen an der Ufer des Bahnhofs vorbei. Zwischen vielen anderen stand Klaus dort, groß, blond und ungemein liebenswert, auf Dorothee wartend. Daß sie, die er feillich und schön erwartete, in diesem Augenblick unscheinbar, in ein abgenutztes Mäntelchen gehüllt, sehr müde und hoffnungslos ein letztes Mal an ihm vorüberlief, ahnte er nicht.

„Einmal gab es eine Frau, die ich sehr hätte lieben können“, sagte Klaus viel später zu einem jungen Mädchen, das Comarie hieß und verliebt neben ihm im Boot saß. „Sie hieß Dorothee!“

„War sie schön?“ kam die ewig weibliche Frage.
„Schön nicht — rätselhaft. Aber sie hat mich bitter enttäuscht. Heute geht sie mich nichts mehr an.“ Und nach einer kleinen Pause: „Deute liebe ich dich, Comarie.“

Das Känguruh-Baby / Von Ferri-Pisan

„Würde Ihnen eine kleine Känguruh-Jagd Spaß machen?“ fragte der Squatter. „Ich will keine Tiere töten. Um diese Jahreszeit verlieren sie ihre Haare und das Pelzwerk ist nichts wert. Wir wollen nur tragen, ein Weibchen zu fangen, um ihm sein Junges wegzunehmen.“

Es gibt auf der ganzen Welt kein Land, wo an die Autos so große Ansprüche gestellt werden wie in Australien; in Gebieten, in die sich ein Europäer bestenfalls auf dem Rücken eines Maultieres wagen würde, fährt der australische Chauffeur seelenruhig 50 Kilometer Geschwindigkeit.

Wir fuhren also im schönsten Tempo mitten durch den „Busch“, zermalnten Ameisenhaufen, zer-splitterten unter dem Gras verborgenes dürres Holz und hüpfen über Kaninchenbaue hinweg. „Wie lange hält hierzulande so ein Wagen?“ überschrie ich fragend das Motorgeknatter. „Vor der Krise ein Jahr“, antwortete lachend mein Begleiter.

Anfangs scheuchten wir nur ein paar Kaninchen auf, die ohne sonderliche Eile beiseite hüpfen, als wüßten sie, daß es ihnen heute nicht an den Krallen ginge. So fuhren wir ein paar Kilometer, ohne anderem zu begegnen als Schafen und wieder

Schafen; wandernden Schafen, lagernden Schafen, weidenden Schafen, wiederkäuenden Schafen, blühenden Schafen.

Da deutete mein Nachbar plötzlich mit der Hand in die Ferne: „Sehen Sie sie... dort drüben?“ Richtig hoben sich über dem gelben Gras etwa zwanzig große Beuteltiere vom Himmel ab.

Erst sahen sie uns ruhig herankommen, weit mehr neugierig als verängstigt, aber als wir uns auf etwa zweihundert Meter genähert hatten, stieß ein altes Männchen einen Schrei aus und die Herde zerstreute in alle Winde.

Der Squatter schaltete die dritte Geschwindigkeit ein und verfolgte ein ganz bestimmtes, großes graues Tier, das etwas schwerfälliger schien als die andern. Der Mann aus dem Busch hatte bereits ein Weibchen erkannt und wußte, warum seine Sprünge weniger sink waren als die seiner Gefährten. „Sie trägt ein Kleines in ihrer Tasche. Und das Baby wollen wir fangen.“

Um das Baby zu fangen, genügte es, die Mutter so lange zu hegen, bis sie, zu Tode erschöpft, das Kleine fallen ließ, aber nicht etwa, um leichter fliehen zu können, sondern um die Aufmerksamkeit des Jägers einzig auf sich zu ziehen und das Junge dadurch zu retten. Ah, dieses verzweifelte Abstoßen des Hinterteils, das wütende Aufstrecken des dicken Schwanzes, jedesmal, wenn das Tier mit dem Boden in Berührung kam! Aber wenn das Känguruh in der Ebene auch dem Reiter, dem Hund, ja sogar dem Dingo zu entkommen vermag, mit einem 50 HP-Wagen ist ein Wettlauf unmöglich.

Trotz dem Reifig, den Hasenlöchern und Ameisenhaufen kamen wir immer näher an das Tier heran und hörten sein wildes Keuchen. Zwei winzige Pfötchen lugten aus der Tasche hervor. Noch ein paar Stöße und das Baby mußte herausfallen.

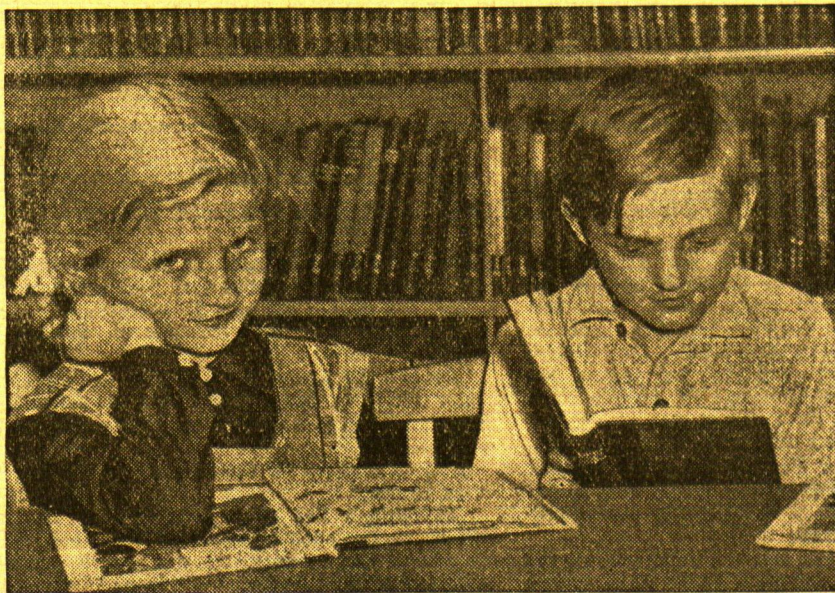
Und da lag es auch schon, eine kleine, graue Masse, im Schwung aus dem grauen Rauch herausgeschleudert, gerade in dem Augenblick, als das Weibchen, vom Kopf weg gestreift, einen tollen Satz nach der Seite machte. Es fiel zu Boden, rollte sich instinktiv zu einer Kugel und stellte sich tot, während das Muttertier durch das Gras weiterfloh, aber nicht so rasch, als es jetzt ohne die Last hätte fliehen können. Die andern Känguruhs waren nur mehr schwarze Punkte im fernsten Horizont. Das große, graue Weibchen aber blieb zurück, statt der Herde zu folgen, als wollte es seinen Verfolgern sagen: „Da bin ich! Warum fangt ihr mich nicht?“

Aber der Squatter hatte es nur auf das Junge abgesehen. Er sprang aus dem Wagen, packte das Kleine, band ihm die Beine zusammen und warf es in das Auto. „Nach acht Tagen richtiger Behandlung ist es gezähmt und folgt mir wie ein Hund“, erklärte er.

Jetzt konnten wir nach Hause fahren. Aber als wir zur Station zurückholpten, blieb das große, graue Weibchen stehen, drehte sich um und begann den Männern, die ihr Kleines geraubt hatten, nachzulaufen. Ein reichlich falsches Gefühl hinderte uns, auszusprechen, was wir uns dachten. Ich weiß nicht, wer von uns beiden seine Ergreifenheit verbergte, indem er sagte: „Ein komisches Tier!“

Das große, graue Weibchen war alles eher als komisch. Kaum einen Meter von uns entfernt, so dicht am Wagen, daß die Räder es beinahe streiften, sprang es neben uns her und ließ uns nicht aus den Augen. Diese großen verzweifelten Augen, die an den Räubern ihres Babys hingen! Wenn man den Menschen eine Seele zubilligt, kann man sie einem Tiere abprechen?

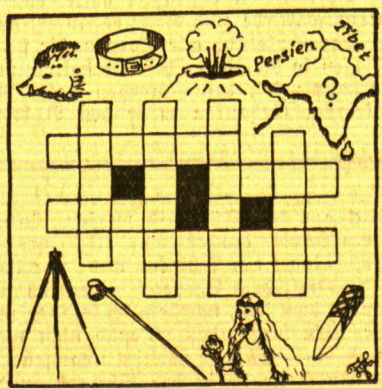
Die Verfolgung währte mehrere Kilometer und nahm erst ein Ende, als das Tier völlig erschöpft zusammenbrach. Heute noch, wenn ich daran denke, schäme ich mich.



Glückliche Stunden durch schöne Bücher

Rätsel

Illustriertes Kreuz-Wort-Rästel



Die in die waagerechten und senkrechten Felder-Reihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silben-Rästel
Aus den 37 Silben:

a a blei cho de di e elms er seu fi ge ze hän i lam mal mann mat neb ni pre psi ra rad re scha senk son son te te ter um wiss xel

sind 13 Wörter zusammenzustellen, die folgende Bedeutung haben: 1. Afrikaforscher. 2. Amerikanischer Physiker und Erfinder. 3. Indischer Fürst. 4. Zierpflanze. 5. Naturscheinung. 6. Seefisch. 7. Himmelskörper. 8. Maschengewebe zum Ruhen. 9. Stadt in Italien. 10. Niederländische Insel. 11. Argonautenheld. 12. Metallstück zur Tiefenmessung. 13. Muse. Richtig geformt, ergeben die Wörter in ihren Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten und Endbuchstaben von hinten nach vorn ein Sprichwort.

Schach

Partie Nr. 296. — Damengambit.
In der folgenden Partie aus dem Turnier zu Aachen fiel der Schwarze auf eine Opferkombination des Weißen herein.

Weiß: Engels. Schwarz: Koch.
1. d2-d4 d7-d5
2. Sg1-f3 c7-c5
3. e2-c4 e7-e6
4. e2-e3 Sg8-f6
5. Sbl-c3 Sb8-c6

Diese symmetrische Stellung ergibt doch oft recht lebhaftes Kampfpotential.
6. a2-a3 Lf8-d6
Die Fortsetzung dxc4 nebst b2-b4 fürchtet er nicht.

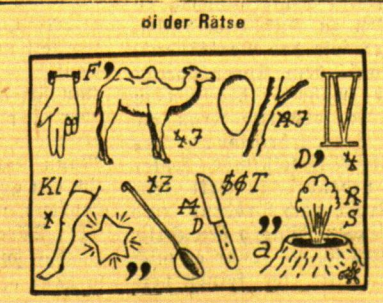
7. Lf1-d3 0-0
8. 0-0 b7-b6
Wenn Weiß jetzt auf c5 schlägt, so schlägt Schwarz mit dem Bauern.

9. Dd1-c2 h7-h6
10. Tf1-d1 c5xd4
11. e3xd4 d5xc4
12. Ld3xc4 Lc8-b7
13. Dc2-e2 Dd8-e7

Der Mittelbauer sichert dem Weißen das freie Spiel.

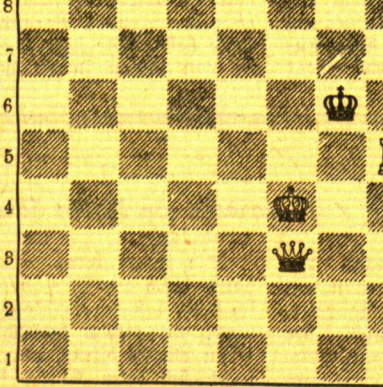
Eine derartige Aufreißung des Königshügels ist immer gefährlich.

16. Lf4-g3 Kc8-g7
17. Ta1-c1 Ld6xe5



GELEITET VON SCHACHMEISTER K. HELLING

Aufgabe Nr. 296. — Blumenthal.



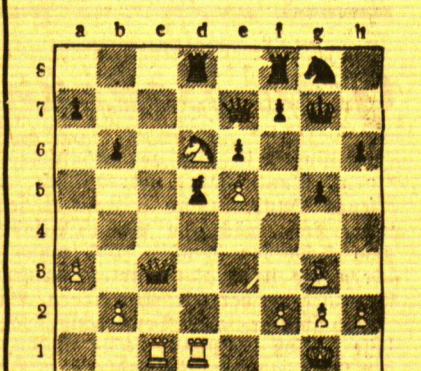
Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 295.
E. Ferber. Matt in 2 Zügen. Weiß: Ka7, Dh5, Tg5, Ld5, Ba3, c6, c2 (7). Schwarz: Kc5, Bc7, c3 (3).
1. Dh5-f3 Kc5-d6 2. Df3-f8 matt;
1. ... Kc5-d4 2. Df3-f2 matt; 1. ... Kc5-b5 2. Ld5-b8 matt.

18. d4xe5 Sf6-g8
19. Sc3-b5

Der Vorposten auf d6 sichert dem Weißen einen großen Vorteil.

19. ... Sc6-a5
20. Sb5-d6 Sa5xc4
21. Dc2xc4 Lb7-d5
22. Dc4-c8



Jetzt droht Txd5 nebst Sf5+. Der folgende Zug sichert dagegen nur scheinbar.

22. ... f7-f5
23. e5xf6+ Sg6xf6
24. Td1xd5

Schwarz gab auf, denn wenn er den Turm schlägt, so verliert er nach Sf5+ die Dame.

Auflösungen der Rätsel aus der letzten Sonntagsbeilage

Auflösung des Kreuz-Wort-Rästels
Waagrecht: 1. Paste 4. Goa. 7. Arun. 8. Last. 9. Nil. 10. Paula. 11. Elmau. 14. Aorta. 17. Omega. 19. Lepra. 21. Nut. 23. Arie. 24. Page. 25. Ulk. 26. Liter. Senkrecht: 1. Pan. 2. Arie. 3. Sulla. 4. Gau. 5. Oslo. 6. Atair. 8. Laute.

Auflösung der Fehl-Aufgabe
Wiedehopf Edeling Ideal Niederung Ladestock Eldena Siedlung Enderich. — Weinlese. —

Auflösung des Bilder-Rästels:
Zeitliches Leid, ewige Freud!

Der Kampf um die Nilquellen

Warum Mr. James achtmal nach Abessinien fuhr - Weltpolitik um das verdammte Wasser

London, Ende Oktober.

Wir geben im nachfolgenden die uns durch unsere Korrespondenten übermittelten, phantastisch klingenden Ausführungen eines amerikanischen Wasserbauingenieurs wieder, der sein halbes Leben in Abessinien verbracht hat. Es ist schwer, in diesem abenteuerlichen Leben, das da im Rahmen eines Vordruckes an uns vorüberzieht, den Kern vom Unwesentlichen und das Wahre vom Singulären zu unterscheiden. Immerhin hört man gern die Meinung eines Mannes, der schließlich etwas von den Vorgängen wissen muß, die in den letzten 50 Jahren um Abessinien sich ereignet haben.

Vor einigen Wochen fuhr ich von Port Said nach Senna. Während um diese Zeit die Dampfer herauf leer sind - im Herbst fährt man sonst von Europa zurück - war das Schiff diesmal überfüllt. Es war unheimlich vor dem Ausbruch des Krieges in Abessinien. Krieg ist eine heilige Sache für die Leute, die daran verdienen wollen. Man muß an Ort und Stelle sein, muß Offerten machen, Beziehungen anknüpfen, muß die Wege kennen lernen, die zur Intendantur führen oder zu den Behörden beider Teile! Vor allem muß man Stellung nehmen, festerhaft Stellung nehmen, auch wenn man nicht direkt daran beteiligt ist. Jeder Tag kann neue Überraschungen bringen, Preissteigerungen, Preisstürze, Ausfuhrverbote. Man verdient 500 Prozent nicht ohne Risiko, es kann auch alles schief gehen.

Kleine Schieber und große Agenten

Dieser Art waren die Leute an Bord meines Schiffes. Spesen spielten für sie keine Rolle. Erster Klasse Eildampfer, Flugzeug, jeden Tag seitenslange Radiotelegramme, abends Batterien von Sektklasen!

Wir hatten nicht nur kleine Schieber und Lieferanten am Schiff, auch große Leute. Agenten der ganz Großen!

So ein Agent - unter dem Worte versteht man sonst etwas anderes - war auch Mr. James. Nur daß man nicht so viel über ihn spricht wie über Mr. Kicket, der bis vor wenigen Wochen unbekannt war, und dessen Namen plötzlich die Zeitungsanzeigen aller Länder ausfüllten. Es ist Mr. James auch lieber, im Verborgenen arbeiten zu können. Aber wer weiß, vielleicht gelingt Mr. James morgen der große Fischzug, und dann wird auch er im Munde aller Leute sein.

Was will Amerika am Tana-See?

Mr. James ist Ingenieur, Vertrauensmann eines Baumwollkongloms in St. Louis, U. S. A. Zurzeit hat er die Situation in Abessinien „studiert“. Ueber das Wort studieren hat er wahrscheinlich andere Ansichten. Jedenfalls bringt ihm dieses Studium viel ein, denn er zahlt eine Runde Sekt nach der anderen, von neun Uhr abends bis vier Uhr früh. Es ist noch sehr heiß im südlichen Mittelmeer, und niemand will seine Kabine aufsuchen. Von den Zwischcocktails ganz zu schweigen. Und zwischen Sekt und Cocktail kann man so manches hören.

„Well“, sagt Mr. James, „die Italiener werden hier unten Krieg führen. Sie haben viele Menschen und brauchen neues Land. Für uns Bunniken wird hier schon seit Jahrzehnten Krieg geführt. Seit ich das erste Mal in Abessinien war...“

„Wie oft waren Sie in Abessinien?“ fragt einer der Herren.

„Es ist jetzt das achte Mal, daß ich unten war. Und immer auf längere Zeit“, antwortet Mr. James. „Ich kenne das Land besser als die Leute, die darüber Bücher schreiben. Wie gesagt, wir führen schon lange Krieg. Sie erinnern sich doch an den Feldzug Lord Kitcheners?“

Der Blaue und der Weiße Nil

„Natürlich“, antwortet einer der Herren. „Die Strafexpedition nach dem Sudan?“

„Na, ja, Strafexpedition. Darüber kann man auch anderer Ansicht sein“, entgegnete Mr. James. „Die Strafe war mehr gegen uns Amerikaner gerichtet als gegen die Mahdi. Sie wissen doch, daß das Land zwischen dem Blauen und dem Weißen Nil wunderbar fruchtbar ist! 900 000 Ballen Baumwolle kann man dort im Jahre erzielen. Von Del ganz zu schweigen. Also damals waren die Webereien in Lancashire beinahe fertig. Die Engländer wollten uns Baumwollentzug in Amerika einfach den Boden unter den Füßen wegziehen - deshalb schickte man Lord Kitchener hinauf. Nachher hatten natürlich die Engländer nichts eiligeres zu tun, als den Staudamm von Assuan zu bauen. Kennen Sie den Damm? Nicht? Dann

müssen Sie ihn unbedingt sehen. Zwei Kilometer lang, vierzig Meter hoch!

Man hat also das Wasser des Blauen und des Weißen Nils abgeriegelt. Glänzende Sache! Hat ein Reservoir, hat die Möglichkeit, den Sudan zu bewässern. Kann auch das Wasser absperrn, wenn es unten in Ägypten einmal nicht so gut geht, wie es gehen soll... Dann bauten die Engländer die Bahn von Khartoum nach Port Sudan. Jetzt konnten die Webereien in England wieder ihre Webereien laufen lassen.

Damals war ich zum ersten Male unten. Als junger Mensch. Wir versuchten, die Eingeborenen gegen die Arbeit aufzuheben. Hatten auch Erfolg. Immer weniger kamen. Dann hat man sie gezwungen. Einfache Sache. Wir in Amerika konnten das nicht. Natürlich blieb es nicht bei dem einen Staudamm. Der zweite wurde in Matwar errichtet. Ich selbst arbeitete dabei als Ingenieur. Wasserbau war mein Spezialfach. Ich wollte die englischen Methoden studieren.

Die Gefahr der Sperre

Sie wissen doch, meine Herren, daß der Blaue Nil mehr Wasser führt als der Weiße. Das ist eine verdammte böse Sache. Unten in Kassala, das schon an Ertröhria grenzt, bauten sie noch einen Staudamm. Wieder war ich dabei.

Die Sache ist die: Der Weiße Nil kommt aus dem englischen Victoriasee, der Blaue aus Abessinien. Und der Blaue hat das viele Wasser! Schöpft es aus einem Reservoir, dem Tana-See! Wir krochen überall mit unseren Instrumenten herum. Warfen Farbstoffe in die Quellen, untersuchten die kleinen Zuläufe. An der für England fatalen Tatkasse war nichts zu ändern.

Eine andere Quelle des Nils kommt aus dem Tana-See. Wer also die beiden Seen harrt, kann das Wasser sperren. Das heißt heute schon in der Spätsommerzeit. Daß man nur mit Wasser, mit sehr viel Wasser Baumwolle pflanzen kann, ist eine andere Sache! Und eine böse Sache. Besonders, wenn man unbedingt Baumwolle für seine Webereien in Lancashire haben muß.

Und das muß die Cotton Growing Association, wenn sie nicht nur ihr Kapital von einer halben Million Pfund Sterling verlieren will. Wenn nicht die englischen Webereien stille stehen sollen.

Der Gesellschaft gehört heute die ganze Baumwolle des Sudans. Was würde aus dieser Baumwolle, wenn jemand anderer das Wasser...

Binnenmarchen? Warten Sie, meine Herren, das ist erst der Anfang.

Der englisch-amerikanische Baumwollkrieg

Jetzt kamen wir, die Amerikaner. Während ich in der Tiefebene Abessinien die Quellen vermaß und die Flußläufe kontrollierte, gingen unsere Leute auf das Schlachtfeld des Handels, auf die Börse der Weltstädte.

Und wir schlugen auf die Engländer los... mit Preisentzungen! 700 Millionen Dollars haben wir im Jahre zugelegt. Wissen Sie, was das heißt? Wir Amerikaner können den Weltbedarf an Baumwolle a l l e i n decken! Und wir gingen gegen England in den Kampf. Wäre Amerika nicht so weit gewesen, man hätte am liebsten selbst Abessinien besetzt. Das war natürlich Utopie.

Das war der englisch-amerikanische Baumwollkrieg. Und wir verloren ihn. Gründlich und vollständig. Die Engländer hatten noch mehr Geld. Es ist nicht gut, gegen England Krieg zu führen. Die Engländer hatten das Geld, durchzuhalten, und sie hatten vor allem das Wasser aus Abessinien und damit ihre Sudanbaumwolle. Jetzt wußten wir, in Abessinien mußte man den Hebel ansetzen! Das war klar. Wir hatten nach dem Baumwollkrieg allein vier Millionen Arbeitslose in Amerika aus der Baumwollindustrie.

Da schickte man mich wieder nach Abessinien. Das Land liegt ungünstig, verdammte ungünstig. Zwischen zwei italienischen Kolonien. Ohne Hafen. Auch andere Staaten wollten das abessinische Wasser. An das Del dachte man damals noch nicht. Heute laufen die Delente mit uns um die Wette.

Immer geht es um das Wasser

Die Italiener wollten schon immer hinauf, sich das Wasserreservoir zu holen. Auch die Franzosen verhandelten mit dem Negus. Niemand durfte etwas abgeben. In den Hafenstädten besteuerten sie ihre Besatzmächte auf mich. Wir gaben uns als Ingenieure einer Bergwerksgesellschaft aus, die nach Goldvorkommen suchte. Während wir augenscheinlich nach Gold schürften, entwarf ich wunderbare Pläne von Kanälen, Dämmen, Verriegelungsanlagen.

Unterdessen fuhren unsere Agenten nach Rom. In den Tageten unterhielt ich mich mit den Italienern. Sie waren noch unzufrieden. Bieten den Italienern einen Meilenkredit für einen italienischen Bahnbau durch Abessinien.

Gegenleistung: Italien erklärt sich für streng neutral, wenn ein internationaler Konflikt über das Wasser ausbricht. Immer nur das verdammte Wasser, meine Herren!

Die Filmecke

Meine einzige Passion / Von Gustav Fröhlich

Gustav Fröhlich spielt in drei Europa-Filmen die Hauptrollen - „Liebesleute“, „Die Geliebte von Paris“ und „Die Herrin von Campina“. Die Frage nach seiner „einzigen Passion“ zu stellen, ist leicht. Leicht gesagt und ebenso schnell und leicht von ihm beantwortet.

„Meine größte Passion ist nichts anderes als meine Arbeit.“

Ich wünsche mir immer Rollen, die einen richtig verrückt machen, vor Freude, daß man sie gestalten kann, und wenn sie einen nicht mehr loslassen, bis sie Wirklichkeit geworden sind. Rollen, an die man Tag und Nacht denkt, mit dem Herzen und mit dem Verstand und dem ganzen Einfühlungsvermögen, das den Schauspieler ausmacht...

Meine größte Passion - meine Arbeit. Es gibt doch nichts Schöneres für einen Schauspieler, als ein menschliches Herz sich wandeln zu sehen. Die Entwicklung zu zeigen, die ein Leben zuweilen aus den niedrigsten oder aus seltsamsten Anlässen nimmt. Noch dazu in Filmen, in denen schon vom guten Drehbuch her ein reicher Gehalt an Stimmung und dichterischer Ausdrucksmittel ist. Ich möchte das Wort „besseren“ nicht so ohne weiteres aussprechen - aber, ganz ehrlich gesagt, es gibt noch viel zu wenig Filme, die einen „besseren“ machen können.

Solche große Passion bewahrt vor allem auch vor der großen Gefahr, der schon mancher erliegen ist: Vor Selbstzufriedenheit und Bequemlichkeit. Eine Gefahr, die für den besten Künstler einfach nicht existiert, weil er es sich niemals leicht

macht. Nur die oberflächliche Begabung, die schöpferischen Energie nicht kennt und sich selbst stets genügt, läuft diese Gefahr, mit der Zeit matt und müde zu werden.

Passionen erhalten jung - die Arbeit tut's noch mehr. Unzufriedenheit gibt's für mich nur in künstlerischen Dingen - aber nicht im Leben, denn das Leben ist so angefüllt mit der Aufgabe, der es gehört, daß die äußeren Umstände keine entscheidende Rolle mehr spielen können.

Ich bin aufrecht für alles dankbar, was mir gelungen ist und was ich geschaffen habe, aber ich kann mir ebenso vorstellen, daß ich ganz ganz bescheiden irgendwo leben würde und ebenso zufrieden wäre, wenn ich nur meine Arbeit habe, der meine Gedanken und Pläne gehören dürfen.

Sie fragen, welcher Art der Film sein muß, an dem ich mit besonderer Liebe arbeite? Darauf kann ich nur sagen: Er muß Menschen zeigen, wie sie wirklich um und unter uns leben, mit allen ihren kleinen Sorgen und bescheidenen Freuden - ich könnte mir zum Beispiel herzlich einen Film vorstellen, der das Leben eines inneren alldinglichen Ehepaars zeigt, in einer einfachen Zweizimmerwohnung, wie sie zu Tausenden tatsächlich sind, anfangs noch nicht ganz eingerichtet, erst nach und nach findet sich ein Stück zum anderen, schwer erarbeitet und um so wertvoller - ein Kind mühte dabei sein, und nichts dürfte fehlen, was das Leben solcher Menschen befähigt. Mit solchen Gedanken spiele ich, wenn ich einmal Zeit habe, und das alles zusammen ist „meine größte Passion“.

In Abessinien selbst kam man rasch zum Ziel: Ich konnte den Kaiser aus den früheren Jahren. Führte meine Auftraggeber bei ihm ein. Endlich, 1927 (ich war zum fünften Male in Abessinien) gab er die Erlaubnis zum Bau einer Talsperre am Tana-See.

Warum auch nicht? Wer konnte ihm verbieten, sein Land durch Verriegelungsanlagen fruchtbarer zu machen?

Die Aufregung in England war unbeschreiblich. Die Cotton Growing tobte. Die Zeitungen wüteten. Unsere amerikanischen Baumwollpapierer Kletterer in die Höhe. Ich habe damals ein Vermögen verdient. Weil ich noch rechtzeitig verkauft habe.

Die kalte Dusche

Dann kam die kalte Dusche! Die Wasserbüsche sozulegen. Immer wieder dieses verdammte Nilwasser!

Wissen Sie, was geschah? Der Negus, der König der Könige, hatte gleichzeitig mit England verhandelt. Hatte einen Vertrag unterzeichnet, in dem er sich verpflichtet hatte, das Wasser niemals für England abzusperrn.

Sachlich war der Negus nicht einmal im Unrecht. Beide Verträge waren einwandfrei. Aber wir, die Ingenieure, hatten unsere Berechnungen. Wir wußten, daß man nicht das Wasser nach der abessinischen Seite lenken konnte, ohne daß der Sudan benachteiligt würde. Benachteiligt? Nicht einmal die Krotobile hätten genug zum Saufen gehabt.

Wir in Amerika waren wieder geschlagen. Unsere Papiere stürzten. Die Arbeiter wurden nicht wieder eingestellt. Was sollten wir machen? Wir konnten nicht in Afrika Krieg führen.

Dann bekamen wir unsere Delgebiete in der ganzen Welt. Allmählich wurde das Del für uns wichtiger. Wir hatten gute Beziehungen zu England, die wir nicht stören wollten.

Aber nicht nur wir hatten Interesse für Abessinien. Es gab noch andere Leute auf der Welt, die keinen anderen Gedanken hatten, als die englischen Webereien in Lancashire umzubringen. Nicht nur die englischen Webereien, auch die amerikanische Baumwollindustrie!

Japan greift ein

Die Jaaner! Japan ist Baron Mitsui. Er packte über eine Million Sektar besten Landes beim Tana-See. Von den Abessinern.

Aufregung in Amerika. Man schickte mich wieder nach Abessinien. Ich setze mich in den Dampfer. Habe den Auftrag von meiner Gesellschaft, die Pläne der Jaaner zu erforschen.

Diesmal ging ich nicht als Goldsucher, sondern als Käferkammer. Auch immer den japanischen Ingenieuren nach. Zeichnete ihre Vermessungen ab, peilte nach ihren Markierungsstangen. Wenn ihre Geometer im glühenden Sonnenbrand arbeiteten, hockte ich auf dem Gipfel eines Berges und ließ mein Glas nicht von den Augen.

Indem ich jeder ihrer Spuren folgte, konnte ich genau die Wege verfolgen, welche die japanischen Verriegelungsanlagen und Kanäle nehmen sollten.

In drei Monaten hatte ich einen genauen Plan der japanischen Absichten.

Man setzte Japan in Druck. Im März 1928 erklärte Japan, von seinen Baumwollplänen in Abessinien abzulassen. Alles schien in bester Ordnung. Zwischen Kaiser Haile Selassie und der sudanesischen Regierung kam es zu einer völligen Einigung. Der abessinische Kaiser hatte zugestimmt, daß er gegebenenfalls mit einer englischen Oberhoheit im Gebiet des Tana-Sees einverstanden sei.

Der Bau der Staudämme beim Tana-See wurde fortgesetzt. Ohne Verriegelungsanlagen für Abessinien. Ohne Wasserablenkung. Englische Ingenieure haben die Aufsicht im Namen des abessinischen Kaisers.

Und was wird nun?

Da begann Italien seine Truppen nach Ostafrika zu schicken. Und England schickte seine Kriegsschiffe nach dem Mittelmeer. Besetzte die ägyptischen Häfen und den Suezkanal.

Aus war es mit meiner Ruhe. Man telegraphierte und telephonierte sich zusammen. Wo ist Mr. James, hieß es. Und ich mußte wieder meine Koffer packen. Man will meine Gutachten, meine Berichte. Andere Truiste mengen sich ein. Man will sich auch das Del, Platin, Gold sichern. So fuhr ich noch einmal nach Abessinien. Und jetzt habe ich meine Gutachten beendet.

„Was denken Sie über England?“ fragte einer der Herren Mr. James. „Wird England Recht behalten? So wie gegen die Amerikaner, gegen die Jaaner?“ Schließlich waren dies nur Schlachten auf der Börse.“

„Auch diese Schlachten werden mit dem Hunger vieler Millionen Arbeitsloser bezahlt“, entgegnete Mr. James nach einer Weile. „Sie sind nicht immer humaner, als wirkliche Kämpfe! Eine starke Flotte oder Armees hat für den Hunger der Arbeitslosen oft mehr geleistet, als jahrelange Kämpfe am grünen Tisch. Ich bin kein Prophet. Aber England geht immer seine geraden Wege, unverrückbar...“

Die „richtigen“ Bücher / Von Paul Fechter

Als wir jung waren, war ein häßliches Wort unserer Eltern: „Wo steht der Bengel denn wieder, - natürlich, er liest und liest. Marich, an die Arbeit!“

In dem guten Menschenalter, das seitdem vergangen ist, hat das Buch offenbar manches von seinem Reiz eingebüßt; heute haben Väter und Lehrer erheblich weniger Gelegenheit, die Knaben strenge hinter den verführerischen Büchern hervorzuholen. Heute veranlassen man Verbewochen für Bücher und redet den Leuten gut zu, daß sie mehr lesen und kaufen sollen. Die Menschen, vor allem die jungen, lesen weniger und leben mehr: die ihnen wirklich erscheinende Welt mit Auto, Flugzeug, Motorrennbooten, mit Sport und Kriegsspiel, mit Fliegen über den Ozean und den Himalaya, mit Geschwindigkeitsfahrten, die dem Rennfahrer unterwegs hat einen Mücke einen lebendigen Vogel ins Auge fliegen lassen, ist für sie so phantastisch geworden, daß die Phantasie des normalen Buches, und sei es von Karl May, damit nicht mehr konkurrieren kann. Es ist sehr besorgniserregend, daß es immer noch keinen neuen Karl May gibt. Das Motorrad ist interessanter als das interessanteste Buch, weil man's nicht nur lesen, sondern etwas damit machen, fahren, leben kann.

Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber mit dem Buch kann man auch etwas machen: es gehört auch zum Leben. Wenn die junge Generation von heute weniger liest als die von einst, so liegt das nicht nur an ihr, sondern daran, daß sie nicht die richtigen Bücher hat, oder daß man ihr nicht die

richtigen Bücher abt. Für die Phantasie sorgen Technik und Leben; da braucht es keinen Ersatz für einen Schmied. Aber die Technik, die die meisten Voraussetzungen des neuen Lebens geschaffen hat, hat ebenfalls Voraussetzungen - über die man etwas erfahren, von denen und für die man etwas wissen muß. Der junge Techniker, der Monteur, lernt sie aus der Praxis; die anderen müssen sie aus dem Unterricht oder aus Büchern lernen, um die auch die Praktiker zuletzt nicht herumkommen. Man gebe den jungen Menschen solche Bücher: sie werden sie ebenso verschlingen, wie wir die untern verschlungen, die wir neben Karl May und Wörthofer auch schon Handwerks- und Experimentierbücher lasen und benutzten. Die richtigen Bücher sind ja überhaupt die, die man benutzt und nicht nur liest. Das Lesen als Kaster (ein sehr schönes Wort) kann man sich selber überlassen. Das Lesen als Mittel zum Zweck - das alt es zu pflegen und zu entwickeln.

Dazu braucht man nur die Bücher herauszufinden und an junge und alte Leser herauszubringen, die dem Leben dienen, das heute im Vordergrund steht, die seinen Weg, seine Bewegung mitmachen und begleiten. Selbst der Junge, der nur das Motorrad, das Auto, das Flugzeug im Kopf hat, kommt ohne das Buch nicht aus: er braucht die Karte, die ihm den Weg weist, den Atlas, der seine Wegphantasie in ferne Länder führt und führt ihm die Welt als Lebensraum eröffnet, wenn ihm und seinem Rad das Zuhause zu enge wird. Dem Atlas folgen ganz von selbst das Geographische

buch, die anschauliche Beschreibung ferner Länder und Menschen, zu denen die Karte den schmalen Weg gewiesen hat. Es baut über dem Grundriß des Atlasblattes die bunte Faubergwelt des Draußen auf die fremde Wirklichkeit der Berge und Meere, die die Studenten lockt. Alle Wege aber führen nach Rom: über das vielbeklagte technische Interesse der Jungen gibt es aemao so Straßen zu den anderen Welten, in denen alles Leben immer wieder mündet. Wer sie mit deutschen Soldaten von Westen nach Osten, von Osten nach Westen durch Europa fuhr, hat das erlebt, wie die sich sogar selbst ihre Bücher schreiben. Sie saßen in den offenen Türen des Viehwagens, die Notizbücher auf den Knien und verzweigten sorgfältig die Namen aller Städte und Städtchen, durch die die Reife von Front zu Front aua. Und wer die Gegend kannte, mußte immer wieder Auskunft geben, was für ein Schloß, was für eine Burg, was für eine Ruine das war; wer die zerföhrt hatte, wann die Schlacht gewesen war, in der das geschah, und was es sonst noch alles in dieser weiten Welt gab, durch die der Transport langsam dahinglitt. Der große Wandertrieb der Jungen führt ebenso ganz von selbst über Karte und Atlas, Reisebeschreibung und Völkerkunde zur Geschichte im weitesten Sinn: zur politischen zur Kultur- und Geistesgeschichte, auf deren Denkmalen auch der sonst nicht lesende junge Mensch überall in der Fremde steht, und deren Sinn und Bedeutung schon seine Neugierde erfassen und benennen will. Neben die Eroberung des Raumes tritt ganz von selbst die der Zeit, der Merkmaler, die man muß den Jungen nur jeweils die rechten Bücher zur rechten Stunde reichen, wenn sie sie brauchen und suchen und einen Lebendigen

Hunger haben wie damals die arauen Männer zwischen den Fronten.

Dann kommen sie ganz von selbst zuletzt auch wieder bei den Büchern an, die „nur zum Lesen“ sind, weil sie nämlich in der Geschichte auch auf sie stoßen, weil sie auf die Männer stoßen, die sie schreiben, und auf ihre Spuren - und der Kreis schließt sich. Die Lebenden wie die Lebenden kommen am Ende zum gleichen Ergebnis. Der Abstand zwischen Geist und Wirklichkeit ist nicht halb so groß, wie man oft annimmt; man muß nur die Wege vom einen zum anderen kennen und wenn nicht die Wege, dann die Wegweiser: all die wunderbaren Hilfsmittel zum Leben, die das Leben und nicht bloß der Anteilhaft geschaffen hat, vom Großen oder kleinen Verstoß bis zum Sprachführer, vom Wörterbuch bis zur Literaturgeschichte. Man muß sie nur richtig kennen und richtig zu werten wissen, um sie im rechten Augenblick als die besten Führer und Verführer zum Geist einzusetzen, um den es zuletzt überall geht: In der Technik wie im Buch, im Leben wie beim Lesen.

Ein neuer Roman von Hans Grimm. Der Dichter von „Wolf ohne Raam“ hat einen neuen Roman vollendet, der unter dem Titel „Koffenland“ eine deutsche Sage, im Oktoberheft der großen kulturpolitischen Monatschrift „Deutsche Rundschau“ zu erlennen beginnt. Dieser Roman ist als erstes Werk nach Hans Grimms Rückkehr aus Afrika entstanden. So hat er die ganze Kräfte der afrikanischen Entdecke und der Atmo- sphere nach dem Deutschland der Mitte des 19. Jahrhunderts hinüber, in welches Zeit der Roman spielt.

Im Segelboot über den Atlantik

Die Sturmfahrt der „Störtebeker“ / Fünfunddreißig Tage Seemann, Koch und Schriftsteller

Original-Bordbuch von Dr. Wolfgang Frank

Fünfte Fortsetzung*)

Eine halbe Stunde später sehe ich aus wie ein Landbriestäger im November, der auch nichts zu lachen hat, aber die Kombüse ist notdürftig aufgeklart, und zum Trost koche ich nun gerade Hafersflocken.

Mein Müd ist sehr abgepannt. Leidet unter der Schwächung durch seine Blinddarmoperation, kann nicht schlafen — und geht tapfer gegenan. So ist er besonders empfindlich, wenn der Alte nörgelt.

Eben jetzt, bei 5 Uhr, läßt der Wind nach. Hoffen heute abend noch halbwegs vernünftige Brise. Muß jetzt an Deck. Der Ballon, der noch auf dem Klüverbaum festgemacht ist, muß herin, da Vorschiff ständig unter Wasser und Gefahr, daß er laputtschamfielt (zerstört).

20. Juni (Donnerstag). Gestern noch den ganzen Abend begedreht gelegen. Der Nordost hält doch an.

Das Mittagbrot wird „schmäler“. Die Eier werden „anrühiger“, und ein Teil des Frühstücksmuffe heute außenbords gegeben, für guten Wind, weil es verschimmelt ist. Der Rest trocknet an Deck in der Sonne, zusammen mit dem Schinken, unseren Speckseiten und unserem Käse, der sich zum Schnellläufer entwickelt. — Unsere Härte wachsen. Meine Hände sind ziemlich übel zugerichtet. Ich habe mich zum Ueberfluß beim Abwaschen ganz ordentlich mit einer Gabel in den linken Zeigefinger gestochen. Das brennt ganz schön in dem Seewasser, mit dem bei uns abgewaschen wird.

Die nassen Broden der letzten Tage sind heute aufgetrocknet. Gott sei Dank. Wenigstens das! So kann man doch wechsell.

Sind heute mittag 12 Tage in See und haben schätzungsweise ein Viertel der Strecke hinter uns. Nicht gerade viel. Würde bei gleichem Tempo 48 Tage Reise bedeuten.

Sehr schlechte Reise. Gegenwind, Kalmen und Sturm, kaum ein guter Marschierstag. Sprechen oft von den anderen und ob sie mehr Glück gehabt haben als wir. Heute von 13—17 Uhr gerade 15 Meilen gemacht. Schwändlich. Dabei steht noch immer der kloppige Schwel der letzten Sturmtage gegen uns an. Nordswellen, wenigstens 5 Meter hoch auf einer Grundlinie von 100 oder mehr Metern. In der Kombüse leckt das Deck. Alle Augenblicke einen kühlen Tropfen im Genick. Sol's der Teufel! Lange nennt das in seiner gemütvollen Art: „Wasserspülung in sämtlichen Räumen“. Schluf mit Schreiben für heute, her den „Kauk“, in zehn Minuten muß ich an die Pötte. Einige dänische Münzen, die ich fand, für guten Wind über Bord geschmissen!

21. Juni (Freitag). Etwas ruhiger Abend, merklich kühler, immer noch Ostnordostwind, so daß wir schlecht Kurs anlegen können. Stimmung an Bord hat sich wesent-

lich gebessert, seit Käppn sich daran erinnert hat, daß sein Müd nach seiner Blinddarmfache hin und wieder ein wenig geschont und mit etwas mehr Schlaf bedacht werden muß, soweit der Dienst es zuläßt.

Wir laufen unter Klüver, Fock und dichtgeresstem Großsegel in eine sehr dunkle Nacht hinein. Aber wie diese Nacht kommt: Da dunkelt der Himmel von Osten her über die höchste Wölbung und hellt sich langsam gegen Westen auf, wird grünblau, blaßblau, grau, gelb in allen Tönungen bis in rot und orange und dann immer voller und tiefer rot. Davor stehen einige leichte Wolkensäue, schräg geneigt, im Südwest Sprengwolken, und einige leichte Wolkensäue segeln sacht mit hell und rot beleuchteten Rändern und violetten Bäuchen durch das Flammen- und Farbenmeer.

Das Wasser, ausgerauht vom Nordostwind, läuft gerade in die Abendröte hinein. Blickt man zu Land, kommt es dunkel und drohend in hohen, unruhigen Rücken heran, hebt und senkt das Schiff und läuft dann, die Ohren angeleat wie ein gepöckelter Hund, leewärts davon. Und nun ist das ein verwirrender Tanz von gold- und silbergelben hüpfenden, springenden, funkelnden Lichtern, untermischt mit tausendfachen, violettanen bis schwarzen Schatteln. Es ist als ließe die See wild und ziellos durcheinander, denn jede kleine Einzelbewegung des Wassers schafft neue Reflexlichter, und die große Bewegung der Dünuna bleibt nur erkennbar, wie das Thema einer Musik. Von Kimm zu Kimm nichts als Wasser und Himmel in der großen Majestät der Geburt des Abends.

Dabei fährt man nicht wie auf einer Scheibe. Ich sehe es plötzlich ganz deutlich, es ist, als stiege das Wasser zur Kimm hinan, und man selbst befände sich mit dem Schiff in der Mitte einer Schüssel und versuchte immer vergeblich über ihren Rand hinauszukommen. Die Wellen kommen von der Höhe der Kimm auf uns herab und laufen, wie das Auge meint, nach See heran wieder davon. Man möchte die Mastspitze erleutern, sich auf die äußerste Noth stellen und da noch auf die Fehlschützen, um auf Horizontebene zu kommen. Es würde nichts nützen.

Immer weiter dringt das Dunkel aus der Höhe der gewaltigen Kuppel herab, immer schmäler wird der Streifen Licht am westlichen Horizont, und immer schwarzer die eilig segelnden Wolken, die sich schnell ablösen. Und dann plötzlich alüht der erste Stern ins suchend erhobene Auge, ein rötlicher Punkt, der sich schnell erhebt, dem sich von Sekunde zu Sekunde weitere gesellen, bis das Firmament — wie sehr ist jetzt dieses Wort am Platze! — althert und funkelt und nach und nach die wohlbe- kannten Sternbilder trüßlich heraufsteigen in die überwältigende Einsamkeit, die nichts stört und nichts unterbricht und in die sich die Lante des Schiffes, das Nachen der Nagauna und das Rau-

sches des Bugwassers wärmend und freundlich einfügen mit ihrer schönen, eintönigen Musik.

26. Juni (Mittwoch). Gestern nachmittag ging der Wind Südwest 5—6.

In weitem Abstand passiert ein Schoner, ein kleiner heller Fleck an der Kimm an Backbord. Wenig später kommt die „Verenaria“, der alte deutsche „Imperator“. Seit dem Kriege benutzen sie die Engländer.

Morgens früh der Wind flau, weit 2—3. Nebel immer dichter. Ich sitze bei Freiwache unter Deck und lege meiner zerbrochenen Peise ein Bruchband an. Drüben auf der Bank schläft Käppn.

Plötzlich sein Müd's Stimme. „Käppn, kommen Sie doch mal auf, ich hab 'n Dampfer nabebei!“ Dampfer beim Schiff? Das elektrifiziert uns alle. Oben ist der Nebel pottdick. Graue Schwaden ziehen, man sieht kaum 150 Meter weit. Und dann dröhnt es ganz nahe, mit mächtiger Stimme: „Geht Acht! Großer Dampfer hier! Plab! Plab!“

Wir tuten aus Peiseskräften mit unserem Nebelhorn gegenan. Wieder das Dröhnen, erschreckend nahe nun! Gellend wimmert unsere Schiffsalocke in den Nebel hinaus. Wir drehen die „Störtebeker“ in den Wind. Jede Sekunde kann sich der Vorhang teilen und ein hoher Steuen auf uns zurauschen, tobbringend. Die Blide lauen sich in den Dunk. Wieder das grauenhafte Draeln. Keine 200 Meter weit kann er sein. Und da — plötzlich — ist das die weiße Bugwelle an Steuerbord voraus? Nein — aber dort — nein, auch nicht. Ist er achtern — vorn? Duerab in Fuv, oder See? Rasende Ungewißheit! Rasend abhappelnde Gedanken. Quälendes Starren in den grauen Frei.

Plötzlich ein riesenhoher, grauer Schatten, gerade auf uns zu. lautlos, geisterhaft unheimlich — und so schnell! In den Wind! Sind wir denn noch immer nicht in den Wind?!

Mein Gott, wir laufen ihm ja vor den Bug... Täuschung, die „Störtebeker“ macht keine Fahrt mehr!

Aufatmen! Da ist er! 75 Meter höchstens vor uns, schiebt er sich, eine riesige araue Silhouette mit zwei schrägen Schornsteinen, nach achtern gezimmten Masten und Spikschel, vorüber lauflos, schpenktlich. Nur der dunkle Schlaa der Maschine geht herüber. Kein Wort, kein Gruß, nicht die Farbe ist zu erkennen, nicht die Nationalität, nicht der Name. Und ehe fünf Sekunden verstrichen sind, verschwindet er im Nebel, gerade als löse er sich selbst auf und zerfalle zu Staub.

Gott sei Dank! Wir alle find noch ein wenig blaß. Noch den ganzen Tag werden wir von den Möglichkeiten, was er hätte tun sollen, wenn...

Aber es ist sicher — er hätte nicht viel tun können... er hätte uns nicht wiedergefunden in dem Nebel.

Gegen 9 Uhr abends klart es auf — endlich! Es

Wußt hohe Dünung — woher? Wer weiß, wo es geweht hat!

29. Juni (Sonntabend).

(Drei Wochen, 21 Tage in See!)

Zwei Tage seit der letzten Eintrauna. Inzwischen jedes Schreiben unmöglich. Wie war es zuletzt? — Schimmernd weiße Wolken, abziehend,

19 Uhr: Fock fest. Benzen vor Sturmklüver. Schwere Brecher. Viel Wasser an Deck. (Das hat der Alte eigenhändig den Eintraungen des Steuermarks hinzugefügt, wie ich an der Handschrift erkenne.)

20 Uhr: Wind Südwest 9/10. So fort bis nächsten Morgen. Südwest 9/10, schwere Wben.

9 Uhr früh (am 28. Juni) Wind Nordnordwest 9/8. Zimmer noch hohe See und viel Wasser an Deck. 6 Uhr: 90 (!) Schlag bei den Pumpen.

Wie soll man beschreiben, was sich seit gestern getan hat! Da zieht eine weiße schöne Wollenbank weg, der Himmel ist wieder blau und sonnenstrahlend. Man geht an seine routine-mäßige Arbeit und Tommu sagt: „Wir sind wohl nur an Deck gerufen, die Wolken wegzulassen.“ Und acht knurrend wieder zur Koje. Der Alte schüttelt den Kopf: „Das gibt noch 'ne Menge Wind heute.“ Und behält recht. Unglaublich schnell läuft eine steile See auf, mit brechenden Köpfen, den Sturm mit harten Stößen hinter sich. 19 Uhr Nachwechsel aber die Freiwache darf sich nicht ausziehen. 20 Uhr: mit drei Mann Fock festmachen. Dann die zwei Mann der Backbordwache, Tommu und sein Müd, ins Cockpitt, achtern, davor der Alte an der Pinne. Das heißt: „Alle Mann, Achtuna!“

Schlimmer kann das Wetter also kaum aussehen! „Stand by“ — höchste Bereitschaft in Gefahr.

Und es wird dunkel über den wilden, jaenden Bergen des Atlantik, so dunkel, daß man nur noch umrissthaft den Käppn und seine zwei Mann im Cockpitt sieht, ja selbst Länge nur als schwarzen Klotz, abgleich er doch kaum ein Meter entfernt, auf der anderen Seite der Kappe, sitzt.

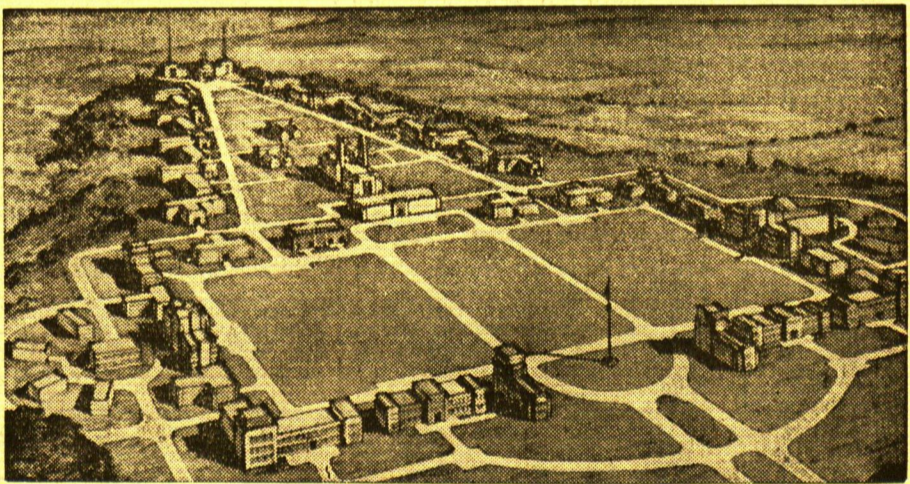
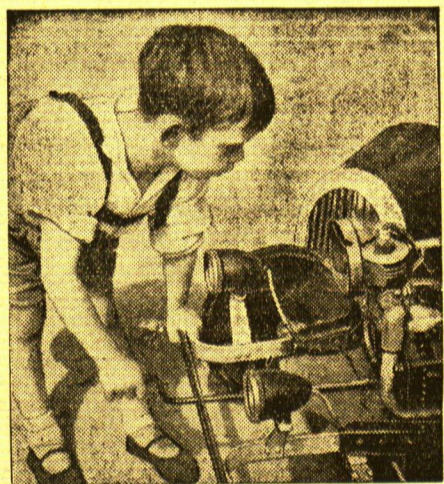
Der Alte selbst sitzt an der Pinne. Stunde um Stunde und lüßt den Wellenriesen die Richtung ab. Weiß Gott, wir haben nun schon manches an See gesehen auf dieser Reise, aber die Steilwände, die sich da jetzt achtern aufstürmen... Wenn auch nur einer von ihnen richtig über dem Schiff zusammenbricht, ist Kahlsicht und Obte Nacht. „Störtebeker“, Machten wir nachmittags mit der Fock noch 6—7 und mehr Meilen, so acht es jetzt mit dem kleinen Sturmklüver noch runde fünf die Stunde. Barometer ablesen halbstündlich, dann alle 15 Minuten. Dann — wegen der gefährlichen Passage von Deck in den Niederang — neue Order: ich soll unten bleiben und nur zur Melbuna den Kopf heraus. So stehe ich im Niederang, klemme mich so gut wie möglich fest und presse das Gesicht an die kleine Seitenscheibe. Fable Diktornis draußen, mache ich Melbuna, spüre ich flieenden Salzsäure, die ganze Luft ist erfüllt davon.

29. Juni (Sonntabend).

„Sina man to, fua man to“, brüllt von achtern der Maat, blaßrötlich beschienen vom fladernden Kompaklicht, „allerhand Musik, was Doktor?“

758,9, 22 Uhr fünfzehn!“ brülle ich zurück. „Ja, wolle mate!“

(Wird fortgesetzt.)



Links: Ägyptens Hüter der Grenzen. Britische und ägyptische Bataillone sind jetzt aus Kairo nach Merfa Matrut in der weitlichen Wüste entsandt worden, um die eingeborenen Kamelreiter der ägyptischen Wüstenpolizei zu unterziehen und eine bessere Sicherung der südwestlichen Grenze gegen Eriträä zu gewährleisten. Unter Bild zeigt ägyptische Kamelreiter der Wüstenpolizei. — Mitte: Der große Wunsch — ein richtiges Auto! Dem kleinen Albert Schirgohfer aus Rotenheim in Bayern hat sich der schändliche aller Kinderträume erfüllt. Mit kaum fünf Jahren kann er schon ein richtiges Auto mit allem Komfort sein Eigen nennen. Trotzdem der kleine Albert kein Auto schon richtig zu führen versteht, scheint ihm der Motor doch große Sorgen zu machen. — Rechts: Landwirtschaftliche Versuchsanstalt auf 15 000 Morgen Land. In Amerika, und zwar in Vermont, wird gegenwärtig die größte landwirtschaftliche Versuchsanstalt der Welt errichtet. Das amerikanische Landwirtschaftsministerium will hier großartige Versuche anstellen, um die Arbeitsweise der amerikanischen Farmer zu verbessern und die Rentabilität ihrer Wirtschaft zu erhöhen.



In zwei Tagen von London nach Australien?

Der berühmte australische Flieger Sir Charles Kingsford-Smith startete auf dem Flughafen Croydon bei London zu einem Flug nach Australien. Er will diese Strecke in zwei Tagen zurücklegen und damit alle bisherigen Rekorde brechen. Unter Bild zeigt unten rechts Kingsford-Smith kurz vor seiner Abreise und links sein Flugzeug vor dem Start.

In einer Stunde 15 Weltrekorde aufgestellt

Der englische Motorradrennfahrer Guthrie konnte in einer Halbiter-Solomachine auf der Pariser Autorennbahn in Montlhéry 15 neue Weltrekorde in einer einzigen Stunde aufstellen.

Die Zigeuner bekamen eine Fahne

Der Gesamtverband der Zigeuner hielt in diesen Tagen in Bukarest einen ersten großen Kongreß ab. Der Winmode und Führer von etwa 100 000 rumänischen Zigeunern wehrte bei dieser Gelegenheit zusammen mit dem Archimandrit der griechisch-katholischen Kirche eine Fahne der Zigeuner. Man sieht links die Fahnenwehre und rechts den Zelau der Zigeuner, der im Anschluß an den Kongreß durch die Straßen von Bukarest zog.

Wie denken die Neger über den abessinischen Konflikt?

In unserer Zeit, in der das Gefühl der Rassen-gemeinschaft eine weit größere Bedeutung erlangt hat als je zuvor, ist die Frage, wie der farbige, vor allem der schwarze Teil der Menschheit auf das Vorgehen Italiens reagiert, von selbstverständlicher Wichtigkeit. Obwohl Abessinien in vielen Beziehungen eine Ausnahmestellung innerhalb des schwarzen Erdteils einnimmt (die herrschende Religion ist das Christentum, die Bevölkerung ist stark semitisiert), kann gesagt werden, daß im nun begonnenen Krieg ein weisses Volk den Versuch unternimmt, den letzten unabhängigen schwarzen Staat Afrikas (Eritrea kann kaum als unabhängig angesehen werden) zu unterwerfen. Welche Gefühle wird dieser Versuch bei den farbigen Ausländern auslösen? Ein amerikanischer Neger, W. C. B. du Bois, Professor der Soziologie an der Universität von Atlanta und langjähriger Leiter der „National Association for the Advancement of Coloured People“ in den Vereinigten Staaten, gibt eine Antwort auf diese Frage im Oktoberheft der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs“. Da er als qualifizierter Vertreter der schwarzen Rasse betrachtet werden muß, verdienen seine Ausführungen großes Interesse, trotz ihrer zweifellos einseitig-feindseligen Einstellung gegenüber den Weißen.

Er geht davon aus, daß bei den europäischen Völkern das Bewußtsein der Ueberlegenheit der weissen Rasse und ihres Rechtes auf die Beherrschung der farbigen in Wirklichkeit nur ein Folge des Neuzusens war, den sie aus der Ausbeutung der Kolonien zogen. Es diente zur Rechtfertigung dieses Neuzusens. Vor dem Weltkrieg wurde Japan als Ausnahme betrachtet, da es das einzige farbige Volk war, das sich der Vorherrschaft der weissen Rasse zu entziehen vermochte. Seit dem Weltkrieg aber, der das Dogma von natürlichen und zweifellosen Recht der weissen Völker auf die Beherrschung der Welt zerstörte, hörten die Japaner auf, Japan als eine Ausnahme anzusehen. Sie sehen in ihm jetzt den Vorboten einer neuen Verteilung der Macht auf der Erde. Die farbigen Völker haben nur seinem Beispiel zu folgen und stark zu werden. Dann werden die Weißen gezwungen sein, auf ihre Vorherrschaft zu verzichten, die farbigen Nationen werden gleichberechtigt werden.

Abessinien ist ein Land, das verhältnismäßig unabhängig und in der letzten Zeit bemüht war, sich die weisse Zivilisation anzueignen. Nun unternimmt Italien den Versuch, es zu unterwerfen mit der Begründung, daß es das Land Abessinien für die Anschaffung seines Bevölkerungsüberschusses brauche. Wahrscheinlich wird Italien sein Ziel erreichen. Dann werden aber alle farbigen Völker sagen, das Beispiel Italiens beweise, daß die weissen Völker gar nicht aus Christentum glauben, nie die Gleichberechtigung aller Menschen zugeben werden und daß Japan folglich im Rechte war, als es sich stark machte. Der einzige Weg, frei und gleichberechtigt zu werden, liegt in der Kraft, in der äußersten Erstarkung. Eine Niederlage Mesopotamiens wird die farbigen nicht von ihrer Schwäche überzeugen, sondern sie im Gegenteil dazu anspornen, dem Beispiel Japans zu folgen und stärker zu werden.

Japan wird jetzt von den farbigen Völkern als ihr natürlicher Führer betrachtet, wenn es auch in Korea, der Mandchurei, in Formosa genau so verfährt wie die weissen Mächte. Es besteht aber ein Unterschied im Fall Japans, der für die farbigen Völker ausschlaggebend ist. Sein Expansionsprogramm ist nicht auf Massenüberlegenheit gegründet, es betrachtet die von ihm unterworfenen Völker nicht als Wesen niedriger Art, es gehört zur selben Rasse wie die von ihm besiegten Nationen. Eine eventuelle Verschmelzung und Gleichberechtigung würde kein schwieriges Kulturproblem bieten. Welche Vorherrschaft bedeute hingegen nur eine Verschärfung der Rassengegensätze.

Italien sagt jetzt, es wolle eine farbige Nation unterwerfen, nicht um die Lage dieses Volkes zu heben, womit gemächlich die Kolonialpolitik gerechtfertigt wird, sondern weil es Italien nützlich ist. Die Eingeborenen sollen zu landlosen Bauern gemacht werden, damit für die italienischen Siedler Platz frei werde. Wir tun es, weil kein weisses Volk es wagen wird, uns Halt zu geben, und weil kein farbiges Volk imstande ist, es zu tun. Der Glaube an die Gerechtigkeit der weissen Welt wird durch dieses Vorgehen gründlich erschüttert. Italien hat eine Lage geschaffen, in der die Rassengegensätze, wie der Krieg auch ausfallen mag, unvermeidlich verschärft werden müssen. Sieht es, so wird bei den farbigen Völkern der Haß gegen ihre weissen Beherrscher nur gesteigert. Verliert Italien, so wird dem Ansehen der weissen Rasse ein ebenso starker Schlag verkehrt werden wie feinerzeit bei den Siegen Japans über Rußland. Die einzige Entschuldigungsursache Italiens besteht darin, daß alle andern weissen Nationen genau dasselbe getan haben, was Italien jetzt tut. In den Augen der farbigen Völker wird aber das Vorgehen Italiens als Beweis dafür angesehen, daß unter dem Vorwand der Ueberlegenheit der weissen Rasse das Programm der weissen Welt die wirtschaftliche Ausbeutung der farbigen geblieben ist.

Die Bedeutung dieses Artikels eines Negers liegt vor allem darin, daß er Gedanken wiedergibt, die von den gebildeten Schichten der farbigen Völker geteilt werden.

Eine Regierungserklärung erübrigt sich...

Wien, 26. Oktober. Der Bundesrat trat dieser Tage an einer Sitzung zusammen. Bundeskanzler Dr. Schuschnigg stellte die neue Regierung dem Hause vor, wobei er mitteilte, daß sich die Abgabe einer Regierungserklärung erübrige, da die Grundzüge der neuen Regierung in Leitender Weise von dem Programm Dr. Dollfuß abwichen. Sodann wurde dem Finanzminister Dr. Daxler das Wort erteilt, der den Bundesvoranschlag für das Jahr 1936 beantragte. Der Voranschlag stellt Ausgaben in der Höhe von 194,8 Millionen Schilling und Einnahmen in Höhe von 128,3 Millionen Schilling vor. Der Fehlbetrag beträgt daher 66,5 Millionen. Der außerordentliche Haushalt, der das Anlagensprogramm einschließt, wird durch Kreditaufnahme gedeckt werden. Ferner berichtet der Minister, daß keine Steuererhöhungen vorzusehen seien und daß auch keine Kürzungen der Beamtengehälter in Frage kämen.

Deutscher Reichssportführer besucht Olympia

Athen, 26. Oktober. Der deutsche Reichssportführer v. Tschammer und Osten ist in Olympia eingetroffen. Die Schulen, Sportvereine und die Fremdenverkehrsorganisation bereiteten dem Reichssportführer auf dem Bahnhof einen herzlichen Empfang. Der Bürgermeister würdigte den Besuch in einer Begrüßungsansprache. Als Ausgangspunkt für den Radel-Staffellauf zum Beginn der Berliner Olympischen Spiele 1936 wurde der Reustempel in Olympia erwählt.

Der Präsident des griechischen Olympiakomitees, Ninopoulos, hat an Reichskanzler Hitler folgende Begrüßungsdelegierten überliefert, in dem es u. a. heißt: „Das griechische Olympia-Komitee und die griechische Fremdenverkehrsorganisation sind glücklich, den Reichssportführer unter sich zu wissen und bitten den Ausdruck tiefer Verehrung anzunehmen.“ Auch der Bürgermeister von Pergos, der zu Ehren des Reichssportführers einen Empfang veranstaltete, hat dem Reichskanzler folgende Telegramm geschickt: „Der Besuch des Reichssportführers und seiner Mitarbeiter an gemeinsamer Stelle in Olympia hat uns Griechen herzlich bewegt und erfreut. Als berufener Vertreter meiner Landsleute in dem hiesigen Bezirk entbiete ich dem Erbauer des neuen Deutschlands in aufregender Bewunderung und Verehrung unsere Grüße.“

Deutsche Panzerschiffe in Funchal

Riel, 26. Oktober. Die beiden Panzerschiffe der deutschen Kriegsmarine „Deutschland“ und „Admiral Scheer“, die unter dem Kommando des Befehlshabers der U-Boote, Konteradmiral Carl, zu einer Erprobungsfahrt in den Atlantik

Generaldirektorwitwe und Großfürstentochter verhaftet / So endete eine Hochstaplerin

Berlin, 26. Oktober. Von Beamten der Charlottenburger Kriminalpolizei wurde eine herbstliche Hochstaplerin, die 46jährige Anna Bätzh, festgenommen. Sie hatte schon vor Jahren durch Hochstapelen großen Stills von sich reden gemacht; zuletzt verübte sie als angebliche Witwe des Generaldirektors Stimmung vom Norddeutschen Lloyd" erneut umfangreiche Betrügereien. Inzwischen hatte sie in den letzten Monaten, wie schon feststeht, etwa zehn Personen um Beträge von vielen tausend Reichsmark geschädigt.

Die Bätzh wurde bereits mit 19 Jahren zum ersten Mal wegen einer Anzahl Betrügereien und Urkundenfälschungen bestraft. Seit dieser Zeit beschäftigte sie, sofern sie nicht in irgendeinem Gefängnis oder Zuchthaus eine Freiheitsstrafe verbüßte, dauernd die Polizei und Gerichtsbehörden. Meist trat sie, äußerlich elegant gekleidet, unter hoch klingendem Namen auf. Einmal nannte sie sich Gräfin von Meerseid-Bällisen, in anderen Fällen wieder gab sie sich als Tochter eines Großfürsten oder als Nichte eines bekannten Großindustriellen aus, die eine zur Zeit noch nicht abzuschätzende Millionenerbschaft zu erwarten habe. Durch ihr ungewöhnlich raffiniertes und gewandtes Auftreten wirkte sie vielfach Geldgeber zu veranlassen. Ihr große Summen zu leihen. Sie pflegte sich auch gern arbeitslose Willen mit Kraftwagen, Pferden und Dienerschaft zu mieten, bestellte kostbare Möbel und andere Einrichtungsgüter, die dann nach Erhalt sofort von ihr verschleudert wurden. Der von ihr feinerzeit auf diese Weise angerichtete Schaden belief sich auf Hunderttausende von Mark. 1930 erhielt sie eine Gefängnisstrafe von zwei Jahren. Nach der Nachübernahme führte man eine ganze Zeitlang nichts mehr von der Gaunerin. Bald aber kehrte wieder in Deutschland umfangreiche Betrügereien ein, die auf sie hinführen ließen; seit Sommer dieses Jahres wurde sie gesucht.

Durch den unglücklichen Anstoß wurde der Wagen mit dem Hinterteil um sich selbst gedreht. Beim Herumschleudern des Wagens flogen alle vier Anfassern heraus und blieben mit schweren Schädelbrüchen bewußtlos liegen. Der Führer des Wagens starb unmittelbar nach dem Unglück an der Unfallstelle. Die übrigen Verletzten wurden ins Götterower Krankenhaus gebracht, wo kurz nach der Entlassung der zweiten Verletzte, ein Ministerialbeamter aus Schwerin, verstarb. Gegen 23 Uhr verstarb auch die 12jährige Tochter des Wagenführers, während der Sohn des Ministerialbeamten sich außer Lebensgefahr befindet. Den Führer des Wagens trifft nach den polizeilichen Feststellungen keine Schuld.

Herzschlag bei der Zeugenvernehmung

Berlin, 26. Oktober. Ein tragischer Vorfall ereignete sich kürzlich im Moskauer Kriminalgericht. Vor dem Amtsgericht fand an Gräfin einer Strafammer des Landgerichts Halle die Vernehmung einer Witwe Klara B. aus Morl bei Halle statt. Frau B., die sich in Berlin bei ihrer Tochter aufhielt, wurde als Zeugin in einem Strafverfahren gehört. Im Lauf der Vernehmung brach die 63jährige Zeugin plötzlich zusammen, und der sofort hinzugezogene Gerichtsarzt konnte nur noch den durch Herzschlag eingetretenen Tod feststellen.

Reifenpanne - 3 Tote, 1 Verletzter

Giltrow, 26. Oktober. Ein außerordentlich schwerer Unfall ereignete sich am Donnerstagabend auf der Schweriner Chaussee unweit Bälower Brücke. Beim Ueberholen eines Nutzwertes kam ein Schweriner Personennwagen infolge einer Reifenpanne ins Schleudern und streifte einen Baum und wurde im Weitergleiten gegen den nächsten Baum geworfen, wobei die rechte Seitenwand des Wagens völlig eingebrückt wurde.

Aus dem Radioprogramm für Sonntag

Raunas (Welle 1345). 18: Jugend singt über die Grenzen. Königsberg (Welle 223). 6: Hofkonzert. 8:20: Die Sonntagsgitarre, eine Stunde Sonntagsumherhaltung. 9:05: Morgenpfeil vom Menschenfreund. 9:30: Evangelische Morgenfeier. 10: Morgenfeier der Jugend. 10:30: Orgelmusik aus Allenstein. 11: Eröffnung der Woche des deutschen Buches aus Weimar. 12:15: Morgenveranstaltungen aus dem Theater Allenstein. 13: Radiokonzert. 14:30: Schachspiel. 15: Allenstein erzählt seine Geschichte. 16: Aus Allenstein. 16:40: Offenes Jugendkonzert. 17: Kammermusik. 18: Jugend singt über die Grenzen. 20: Fröhliches Allenstein. 21: Zweites Meisterkonzert. 22:40: Unterhaltungsmusik. Deutschlandsender (Welle 1571). 6: Hamburger Hafenkonzert. 8: Stunde des Bauern. 9: Deutsche Fernstunde. 10: Morgenfeier der Jugend. 10:30: Fantasten auf der Wurlitzer Orgel. 11: Eröffnung der Woche des deutschen Buches. 12:15: Kolberger Marschläufe. 13:10: Breslau: Konzert. 14: Musikalische Kurzwelt. 15: Saldatenmusik. 15:35: Vor dem Bühnenrand. 17: Musik am Nachmittag. 18: Jugend singt über die Grenzen. 20: Hans Friedrich Mund aus eigenen Dichtungen. 20:10: Abendmusik. 21: Zweites Meisterkonzert. 22:30: Eine kleine Nachtmusik. 23: Tanz. Berlin (Welle 357). 18: Wettringsendung. Jugend singt über die Grenzen. 20: Unterhaltungskonzert. 21: Meisterkonzert. 22:40: Tanzmusik. Dresden (Welle 316). 18: Jugend singt über die Grenzen. 20: Konzert. 21: Meisterkonzert. 22:30: Tanzmusik der Funktanzkapelle. Hamburg (Welle 332). 20:15: Bunte Stunde. 21: Meisterkonzert. 22:30: Feierlicher Vokalchor. 23: Unterhaltungsmusik. Köln (Welle 456). 20:10: Lustige Szenen. 21: Meisterkonzert. 22:25: Funkberichte von der Weltweitenschonfahrt. Leipzig (Welle 382). 20:10: Abendmusik. 21: Meisterkonzert. 22:30: Unterhaltungsmusik und Tanz. München (Welle 405). 18: Jugend singt über die Grenzen. 20:20: Bergnächte Stunde. 22:30: Unterhaltungskonzert und Tanz. Saarbrücken (Welle 240). 18: Jugend singt über die Grenzen. 21: Meisterkonzert. 22:30: Feinerer Vokalchor. Stuttgart (Welle 523). 20: Turnen und Sport. 20:15: Schillbühnenkonzert. 22:30: Unterhaltungsmusik und Tanz. Weiden (Welle 507). 20:10: Volkstanz und Volkstheater. 22:30: Klavierkonzerte. 23:25: Tanzmusik. Weimarer (Welle 540). 20:05: Aus Prag.

ausgelaufen waren, haben Freitag vormittag 9 Uhr vor Funchal auf Madeira ankernd.

Polnische Ehrengabe für Goebbels

Berlin, 26. Oktober. Der polnische Votschafter Lipski stiftete gestern in Begleitung des polnischen Staatskommissars Treter dem Reichsminister Dr. Goebbels einen Besuch ab und überreichte dem Minister als Ausdruck des Dankes für die Unterstützung der polnischen Ausstellung in Deutschland eine Ehrengabe in Form einer Prachtstange über die Werke des polnischen Malers Wespjanski.

Ausgebürgert

Mittich, 25. Oktober. Im Ausbürgerungsprozess gegen die vier beimattreuen Bürger von Malmö wurde Donnerstag von der I. Kammer des Appellationshofes in Mittich das Urteil verkündet. Sämtliche Beklagten, Joseph Dehottan, Peter Dehottan, Heinrich Dehottan und Paul Forjus, wurden auf Grund des Gesetzes vom 30. Juli 1934 der belgischen Staatsangehörigkeit verlustig erklärt, weil sie „schwere Verletzungen“ ihrer Staatsbürgerpflichten begangen hätten. Das Urteil ist endgültig. Nach dem Gesetz besteht keine Berufungsmöglichkeit gegen seine Durchführung.

Berlin, 26. Oktober. Auf Vorschlag des Bundespräsidenten des Reichskriegesbundes „Kuffhäuser“ genehmigte Reichskanzler Hitler die Änderung der Kuffhäuser-Regale dahin, daß anstelle des Kuffhäuser-Denkmal im Mittelfeld der Fahne das Reichssymbol des Hakenkreuzes erscheint. Die Fahne wird vom Kuffhäuser-Bundesführer sämtlichen Kameradschaften verliehen werden.

Eisenbahnunglück bei Belgrad - 4 Tote

Belgrad, 26. Oktober. In den Morgenstunden des Freitag ereignete sich auf der Strecke Belgrad-Nisch ein schweres Eisenbahnunglück. Der Belgrader Schnellzug stieß in der Station Krastitschowa auf einen dort stehenden Güterzug. Einer balbambilligen Mitteilung zufolge wurden beide Lokomotiven sowie vier Personen- und sieben Güterwagen schwer beschädigt. Der Verkehr ist unterbrochen. Bis jetzt sind vier Tote und vier Schwerverletzte festgestellt. Von Belgrad ging ein Hilfszug an die Unglücksstelle ab.

Chinesisches Munitionslager in die Luft geflogen

Schanghai, 26. Oktober. Wie erst jetzt bekannt wird, hat sich am 22. Oktober in Lantschau, der Hauptstadt der nordwestchinesischen Provinz Kansu, ein furchtbares Explosionsunfall ereignet. Ein Munitionslager, in dem große Mengen von Munition zur Bekämpfung der kommunistischen Armeen aufgestapelt waren, flog in die Luft. Dabei sollen mehrere hundert Soldaten und Einwohner getötet und verwundet worden sein. Die vermutlich aus Unachtsamkeit erfolgte Explosion verursachte ein Großfeuer, durch das mehrere hundert Häuser vollkommen zerstört wurden.

Dresden, 26. Oktober. Am Donnerstag und in der Nacht zum Freitag sind im Erzgebirge, in der Lausitz und im Vogtland bis zu den mittleren Gebirgslagen herunter ergiebige Schneefälle eingetreten. Vielfach hat sich bei leichtem Frost schon eine zusammenhängende Schneedecke gebildet. Chemnitz meldet fünf, Annaberg 18, Altenberg 19 Zentimeter Schneehöhe. Auf dem Riechberg liegt bereits über einen halben Meter Schnee.

Standesamt der Stadt Memel vom 26. Oktober 1935

Aufgebaten: Handlungsgehilfe Emil Otto Schluß, mit Gertrud Margarete Teising, ohne Beruf, Arbeiter Hermann Kurt Goettcher mit Minnie Nieme, ohne Beruf, Arbeiter Franciszek Studutis mit Arbeiterin Stefania Matekate, sämtliche von hier, Schneider Michel Kwauka von hier mit Lina Kurich, ohne Beruf von Wannagan, Chauffeur Artur Gustav Rubbles von hier mit Emma Auguste Rosenfeld, ohne Beruf von Darzeppeln, Kreis Memel.

Geschiedungen: Arbeiter Max Richard Klinger mit Arbeiterin Brigitta Jurgulyte Seemachinist Max Richard Arthur Hammer mit Maria Emma Bregies, geb. Siebert, ohne Beruf, Tischlergesele Michel Eduard Jaguttis mit Schneiderin Helene Gertha Feder, Jaguttigesele Rudolf Emil Pinnau mit Stütze Selma Herta Weiler, Former Eduard Richard Rotgänger mit Dora Lybdes, ohne Beruf, Arbeiter Friedrich Henry Vertke mit Emma Maria Teichert, ohne Beruf, Sattler und Polsterer Walter Lemke mit Arbeiterin Martha Preutkhat, sämtliche von hier, Arbeiter Johann Friedrich Rilus von Lantuppen, Kreis Memel, mit Stütze Luise Margarete Schleps, von hier.

Gebo ren: ein Sohn: dem Studienrat Doktor der Philosophie Jonas Nemeika, dem Studenten Ekkas Barneis, von hier. Eine Tochter: dem Kanalarbeiter Frh Hugo Wiegand, dem Arbeiter Konstantas Ramonas, von hier. Gestorben: Arbeiterwitwe Marinka Grapht, geb. Szobries, 81 Jahre alt, von hier.

WETTER UND SCHIFFFAHRT

Wetterwarte Temperaturen in Memel am 25. Oktober 6 Uhr: + 6,5. 8 Uhr: + 7,0. 10 Uhr: + 7,3 Wettervorhersage für Sonnabend, den 26. Oktober Mäßige westliche Winde, noch stark bewölkt, keine wesentlichen Niederschläge mehr, Temperaturen unverändert. Für Montag: Erneute Wetterverschlechterung. Allgemeine Uebersicht von Freitag, 25. Oktober Das gestern über Ostpreußen gelegene Tief ist nur wenig nach Norden weitergezogen. Es füllt sich in seinem westlichen Teil jetzt stärker auf. Ein allgemeiner Druckanstieg über Mitteleuropa dürfte uns morgen leichte Wetterbesserung bringen.

Reob.-Stelle	Barometer	Richtung und Stärke	Wetter	Temp. max.	Temp. min.	Sichtweite n. See
Memel	1008,7	S. 4	bed.	+ 5,6	3	8
Adler-Grund (südwestl. von Bornholm)	1010,0	NNO. 8	bed.	+ 7,0	—	8
Riga	1004,2	SW. 2	Regen.	+ 2,0	0	3/10
Libau	1003,8	ONO. 4	—	+ 2,0	3	1 1/2
Hammeren	1007,1	N. 6	—	+ 5,0	6	30
Haparanda	1024,6	NO. 3	wolkig	+ 6,0	5	8
Wishy	1008,6	NO. 5	Regen.	+ 4,0	5	8
Stockholm	1013,8	N. 2	bed.	+ 1,0	0	2 1/2

Memeler Schiffsnachrichten

Nr.	Schiff und Kapitän	Von	Mit	Adressiert an
95	Marienhelm SD Idfeld	Stockholm	Stückgut	Svyturis
98	Ursa SI	Königsberg	Durchgangsgut	Ed Krause
99	Falken SD Idfeld	Riga	Stückgut	Svyturis

Ausgegangen

Nr.	Schiff und Kapitän	Nach	Mit	Makler
1012	Libau SD	Riga	Stückgut	K. Meynauer
1013	German MS	—	Holz	K. Meyhoefer
1014	Baltrader SD	London	Stückgut	U. B. C.
1015	Marienhelm SD Idfeld	Kalmar	—	Svyturis

Pegelstand: 1,00 m. — Wind: SSW. 3 — Strom: aus Rotationsdruck und Verlag von F. W. Siebert, Memeler Dampfboot Aktiengesellschaft Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik, Handel und Postlektion Martin Kalkes, für Lokales und Provinz Max Hopp, für den Anzeigen- und Reklameteil Arthur Hippo, sämtlich in Memel.

